

Das Zentrum für transdisziplinäre Geschlechterstudien (ZtG) informiert im »Bulletin Info« jeweils zu Beginn des Winter- und Sommersemesters u. a. über die Arbeit und Veranstaltungen in den Gender Studies an der Humboldt-Universität zu Berlin, über neue Forschungsliteratur, Forschungsinitiativen und Forschungsfördermöglichkeiten.

Im »Bulletin Texte« veröffentlicht das ZtG Forschungsergebnisse zu verschiedenen Themen. Hier werden insbesondere Beiträge wissenschaftlicher Kolloquien sowie studentischer Abschlussarbeiten und Projekte dokumentiert.

Bezugsmöglichkeiten und nähere Informationen unter:

www.gender.hu-berlin.de/forschung/publikationen/genderbulletin/

Zentrum für transdisziplinäre Geschlechterstudien Bulletin Info



Neues aus dem ZtG ~~_____~~ und aus der
HUMBOLDT-UNIVERSITÄT • **Studiengang**
Gender Studies ~~_____~~ Was machen unsere
ABSOLVENT_INNEN? Gender**bibliothek**
am ZtG ~~_____~~ Gender**KompetenzZentrum**
Graduiertenkolleg »Geschlecht als
Wissenskategorie« ~~_____~~ INITIATIVEN
in **Forschung + Lehre** • *bundesweit &*
international • *Neue* **Professor_innen**
& *wissenschaftliche* **MITARBEITER_INNEN**
stellen sich vor ~~_____~~ **Tagungen** ~~_____~~
~~_____~~ **ANKÜNDIGUNGEN** und **Berichte**
Forschungsliteratur & Rezensionen
FORSCHUNGSförderung und **-politik**

Bulletin-Info / Zentrum für transdisziplinäre Geschlechterstudien / Humboldt-Universität zu Berlin, Berlin 27 (2016) 53

Bulletin – Info 53

ISSN 0947-6822

Herausgeber_in und Vertrieb: Geschäftsstelle des Zentrums für transdisziplinäre
Geschlechterstudien der Humboldt-Universität
zu Berlin
Georgenstr. 47, 10117 Berlin
Tel.: 030-2093-46200/-46201

Redaktion: Dr. Gabriele Jähnert
Kerstin Rosenbusch

Erscheinungsweise: halbjährlich (April und Oktober)

Redaktionsschluss: September 2016

Druck: Universitätsdruckerei der HU

Umschlaggestaltung: Sabine Klopffleisch

Download unter:
<http://www.gender.hu-berlin.de/publikationen/gender-bulletins>

Neues aus dem Zentrum und der HU

G. Jähmert: Aktuelles aus dem ZtG	1
I. Pache: Neues aus den Studiengängen – SoSe 2016	4
P. Ahrens/M. Dietz: Blended Learning-Kurs <i>The EU and its gender equality Policy</i>	6
G. Dietze: Sexueller Exzeptionalismus.....	10
The EUROPACH Research Team	13
B. Berghöfer: PT <i>Kritische Theorie und feministische Perspektiven</i>	17
F. Brodersen/L. Hümmler/L.F. Mamerow/R. Troll: Die (Un-)Möglichkeit diskriminierungskritischer Lehre – eine Reflexion.....	19
Forschungsstelle Kulturgeschichte der Sexualität	23
Ráhel Katalin Turai: Visiting Scholar at ZtG	25

Initiativen in Forschung und Lehre bundesweit / international

C. Bath: Promotionsprogramm <i>Konfigurationen von Mensch, Maschine und Geschlecht. Interdisziplinäre Analysen zur Technikentwicklung</i>	28
A. Heilmann: Bündnisse gegen Antifeminismus	31
S. Pöschel/M. Zierold: Das Digitale Deutsche Frauenarchiv startet	38
Neuerrichtung des IZG Bielefeld	40

Neue Professor_innen / wiss. Mitarbeiter_innen stellen sich vor

Urmila Goel (Institut für Europäische Ethnologie)	41
---	----

Was machen eigentlich unsere Absolvent_innen?

.....	42
Veronika Kourabas.....	44
Jennifer Sophia Theodor.....	47
Laura Stähler.....	48

Tagungen – Ankündigungen / Berichte

B. Wrede/I. Pache: Arbeitstagung der KEG, 11.-12.2.2016	50
A. Potjans: ZtG-Kolloquium <i>Heterogene Vorstellungswelten – die didaktischen Imaginationen pluralistischer Gesellschaften</i> , 2.-3.6.2016	54
V. Schmidt/M. Brückner: HORTINLEA Konferenz <i>Multiple Dimensions of Food Sovereignty</i> , 23.-24.6.2016	58
I. Lübben: ZtG-Kolloquium <i>Getting our Hands Dirty: Critical Engagements with Data in the Life Sciences</i> , 8.7.2016	61
M. Niquette: Happily dirtying my hands: Report on an inspiring colloquium, 8.7.2016	65

Forschungsliteratur / Rezensionen

M. Lücke: F. Schnicke – „Die männliche Disziplin. Zur Vergeschlechtlichung der deutschen Geschichtswissenschaft 1780 – 1900“	68
A. Heilmann: S. Horlacher/B. Jansen/W. Schwanebeck (Hg.) – „Männlichkeit. Ein interdisziplinäres Handbuch“	70
Ch. Schörk: Ch. Witte – „Unangemessen und instabil. Die Konstruktion der Diagnose ‚Borderline-Persönlichkeitsstörung‘ als Zusammenspiel von Diskurs und Erfahrung“	73
S. Varino: V. Pitts-Taylor – „The Brain’s Body: Neuroscience and Corporeal Politics“	76
H.M. Nickel: K. Walgenbach/A. Stach (Hg.) – „Geschlecht in gesellschaftlichen Transformationsprozessen“	79
A. Heilmann: O. Decker/J. Kiess/E. Brähler (Hg.) – „Die enthemmte Mitte. Autoritäre und rechtsextreme Einstellungen in Deutschland“	81
K. Heft: K. Mertlitsch – „Sisters – Cyborgs – Drags. Das Denken in Begriffspersonen der Gender Studies“	83

Gabriele Jähnert

Aktuelles aus dem ZtG

Veranstaltungen

Im zurückliegenden Semester hat das ZtG zwei wissenschaftliche Kolloquien durchgeführt, die auf breite Resonanz gestoßen sind: In Kooperation mit der Hochschule Magdeburg-Stendal und konzipiert von unserer Gastprofessorin Maisha Auma (ehemals Eggers) sowie ihren Stendaler Kolleginnen Beatrice Hungerland und Asiye Kaya richteten wir am 2./3. Juni 2016 unter dem Thema „Heterogene Vorstellungswelten. Die didaktischen Imaginationen pluralistischer Gesellschaften“ einen normkritischen Blick auf Bildungsmaterialien (s. S. 54). Am 8. Juli 2016 beschäftigte uns die Frage, wie aus Genderperspektive mit Daten und Fakten kritisch und produktiv umgegangen werden kann. Mit Lotta Fiedel, Lisa Malich und Sofia Varino engagierten sich hier in der Vorbereitung junge Nachwuchswissenschaftlerinnen und Gäste des ZtG, die selbst an dieser Schnittstelle zwischen Naturwissenschaften und Geistes-/Sozialwissenschaften mit einem kritischen Genderblick arbeiten (s. S. 61ff.).

Für das kommende Wintersemester bereiten wir gegenwärtig ebenfalls zwei Tagungen vor. Zu Ehren und aus Anlass der 65. Geburtstage von Gaby Dietze und Dorothea Dornhof werden wir „Hartgesotten hegemoniekritisch“ vom 19. bis 21. Januar 2017 diskutieren, wie Gender und Hegemoniekritik in mehrfacher Weise zusammenwirken. Mit besonderem Augenmerk auf die wachsenden Ungleichheiten unter gegenwärtigen neoliberalen Bedingungen fragen wir nach Genealogien, Konkurrenzen, Transformationen und inneren Spannungen von Gender als hegemoniekritischer Kategorie. Geplant sind Beiträge zu historischen und gegenwärtigen Geschlechterdiskursen in Margins und Mainstream, zur kritischen Theoretisierung von „Widerstandspunkten“ (Foucault), Case Studies zur Komplexität interdependenter Perspektiven und zeitdiagnostische Reflexionen zur Seismik der Populär- und Alltagskultur. Diskutiert werden sollen theoretische und politische Herausforderungen von Konzepten wie Intersektionalität, Hegemonie(selbst)kritik und Möglichkeiten von Transgressionen und solidarischen Allianzen sowie jede kreative und kritische Form der Auseinandersetzung mit Gender und/als Hegemoniekritik.

Zur Vorbereitungsgruppe dieser lange geheim gehaltenen Überraschungstagung gehören: Eli Haschemi, Gabi Jähnert, Julia Köhne, Dorothea Löbberrmann, Beatrice Michaelis, Julia Roth und Simon Strick.

Am 2. und 3. März 2017 wird das ZtG dann gemeinsam mit dem DFG-Projekt „Ungleiche Anerkennung? ‚Arbeit‘ und ‚Liebe‘ im Lebenszusammenhang prekär Beschäftigter“ eine Konferenz „Prekarisierung Unbound? Zum gegenwärtigen

Stand der Prekarisierungsforschung aus interdisziplinärer Perspektive“ durchführen. Gemäß dem Call for Papers sind zu dem Themenfeld theoretische und empirische, qualitative und/oder quantitative Beiträge aus verschiedenen Disziplinen erwünscht und geplant.

Publikationen

Im Erscheinen begriffen ist das Bulletin – Texte Heft Nr. 42 zum Thema „Die Grenzziehungen von ‚öffentlich‘ und ‚privat‘ im neuen Blick auf die Geschlechterverhältnisse“, das auf den Ergebnissen des gleichnamigen Kolloquiums im Wintersemester 2014/15 fußt.

Das ZtG, repräsentiert durch Gabi Jähnert, ist aktiv an der Vorbereitung und in der Redaktionsgruppe des in Planung befindlichen Meta-Journals Open Gender Studies (s. Bulletin – Info Nr. 52, S. 14-17) beteiligt. Geplant ist hier, die Ergebnisse der letzten Jahrestagung der Fachgesellschaft Gender Studies (FG) „Materialitäten und Geschlecht“ zu veröffentlichen, die das ZtG organisiert hat. Wir hoffen, die Abstimmungsprozesse zwischen dem Vorstand der FG und der Redaktionsgruppe so weit abschließen zu können, dass wir mit dem Open Journal System (OJS) die Redaktionsarbeit im Wintersemester 2016/17 beginnen können. – Ein spannendes Projekt, das auch viele neue Möglichkeiten für Gender-Zentren und Gender-Studiengänge und bestehende regionale kleinere Zeitschriftenprojekte bieten wird.

Repositorium

Das von der DFG bewilligte Projekt zum Aufbau eines Repositoriums für die Geschlechterforschung, das in Kooperation zwischen FU, TU und HU durchgeführt wird, startet zum 1.10.2016. Als wissenschaftlichen Mitarbeiter dieses Projektes an der HU begrüßen wir sehr herzlich Andreas Heinrich und als studentische Mitarbeiterin Eva-Lotte Rother.

Sicherlich sehr zeitnah werden wir über verschiedene Wege an die Gender Community herantreten und sie bitten, Publikationen, insbesondere Artikel, als frei verfügbare Online-Dokumente zur Verfügung zu stellen.

Internationale Kooperationen

Die HU baut mit Mitteln der Exzellenzinitiative Profilpartnerschaften mit renommierten Universitäten weltweit auf. Das ZtG hat in dem Rahmen erfolgreich Mittel eingeworben, mit deren Hilfe die Kooperationsbeziehungen mit den Gender Studies der Princeton University (USA) weiter ausgebaut werden sollen. Von Ulrike Auga, die im vergangenen Jahr zu einem Forschungsaufenthalt in Princeton weilte, konzipiert, planen wir für das kommende

Sommersemester 2017 auch eine Workshop bzw. ein Kolloquium mit den Kolleg_innen aus Princeton an der HU.

Als neuen internationalen Gast begrüßen wir für ein akademisches Jahr Prof. Chia Longman aus Ghent, die ihr Buchprojekt „Post-secular Femininities: Women’s Spirituality in Contemporary Well-Being Culture“ vorantreiben will.

Personalia

Wir möchten uns ganz herzlich bei Prof. Ina Kerner und Prof. Ulrike Auga für ihre engagierte langjährige Mitarbeit am ZtG bedanken. Beide haben sehr intensiv in unseren Gremien mitgearbeitet, Ina hat auch als stellvertretende Sprecherin fungiert. Ihre Lehre war bei den Studierenden stark nachgefragt und ihre Forschungsexpertise haben sie in die Konzeptionen von verschiedenen Buchprojekten und Veranstaltungen eingebracht. Die Juniorprofessuren beider Kolleginnen laufen zum Ende des Sommersemesters 2016 aus und zu unserem großen Bedauern sehen sich sowohl das Institut für Sozialwissenschaften als auch die Theologische Fakultät nicht in der Lage, ihren Juniorprofessorinnen eine unbefristete Perspektive zu bieten. Wir danken und wünschen beiden, dass sie ihre akademische Karriere an anderen Universitäten erfolgreich fortsetzen können. Umso mehr freuen wir uns, dass Ina Kerner gerade einen Ruf auf die W2-Professur für Dynamiken der Globalisierung im Fachbereich 2. Philologie / Kulturwissenschaften an der Universität Koblenz-Landau, Campus Koblenz erhalten hat.

Ganz herzlich bedanken möchten wir uns auch bei Sarah Elsuni, die in den vergangenen fünf Jahren die Professur für Öffentliches Recht und Geschlechterstudien (Susanne Baer) vertreten hat. Von ihrer Expertise haben wir bei der Planung von wissenschaftlichen Kolloquien, in der Lehre und in den Gremien ebenfalls sehr profitiert. Wir gratulieren Sarah zum Ruf auf die Professur Recht der Frau an der Frankfurt University of Applied Sciences.

Verabschieden müssen wir ebenfalls Ilaria Hoppe, die als wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Kunst- und Bildgeschichte viele Jahre eng mit dem ZtG kooperiert hat. Wir gratulieren ihr ganz herzlich zu ihrem Ruf auf die Professur für Kunst in gegenwärtigen Kontexten und Medien an der Katholischen Privatuniversität Linz.

Herzlich gratulieren möchten wir ebenfalls Petra Ahrens, die erfolgreich ein Marie Skłodowska-Curie Individual Fellowship (IF) im Rahmen von Horizont 2020 eingeworben hat. Ab Januar 2017 wird sie für zwei Jahre an den Universitäten Antwerpen und Leiden sowie beim European Parliament Think Tank in Strasbourg/Frankreich, bzw. Brüssel/Belgien zu „Effects of Institutional Change

on Participatory Democracy and the Involvement of Civil Society Organisations“ forschen.

Wir freuen uns außerdem sehr, dass unsere Promovendin und Lehrbeauftragte Lana Sirri eine Stelle als Assistent Professor Gender and Religion an der Universität Maastricht (Department of Literature and Art, Centre for Gender and Diversity) antreten wird.

Eine Verstärkung der Gender Studies erwarten wir in den kommenden Semestern durch die Einrichtung von neuen Juniorprofessuren aus den Mitteln des Nachwuchswissenschaftlerinnenprogramms. Im Bewerbungs- und Besetzungsverfahren befinden sich eine Juniorprofessur für Erziehungswissenschaft mit dem Schwerpunkt Gender und Diversity, eine Juniorprofessur für Europäische Ethnologie mit Schwerpunkt kulturanthropologische Geschlechterforschung zu sozio-kulturellen Räumen und Prozessen der Bildung; eine Juniorprofessur kulturwissenschaftliche Filmforschung mit dem Schwerpunkt Gender sowie eine befristete W2-Professur Gender Studies für die Region Südasien.

Ilona Pache

Aktuelles aus den Studiengängen

AG Lehre

Im Sommersemester 2016 konzentrierte sich die Arbeit der AG Lehre auf die Fertigstellung der Broschüre zu diskriminierungskritischer Lehre:

„Die Handreichung „Diskriminierungskritische Lehre. Denkanstöße aus den Gender Studies“ ist das Ergebnis vielfältiger Lehr- und Lernerfahrungen, intensiver Diskussionen und kritischer Auseinandersetzungen an der Humboldt-Universität: kein ‚Lösungsschlüssel‘, sondern eine Toolbox, die ebenso auf reflektiertes Nachdenken zielt wie auf Handlungsimpulse und das Nutzen institutioneller Spielräume.

Im ersten Teil werden Spannungsfelder und Grundbegriffe, die in Theorie und Praxis diskriminierungskritischer Lehre auftreten, in ihren Dimensionen und Kontexten erläutert. Im zweiten Teil geht es um konkrete Überlegungen zur Vorbereitung, Durchführung und Evaluierung einer Lehrveranstaltung. Dabei wird vor allem gefragt, an welchen Stellen diskriminierungskritische Reflexion notwendig ist, welche konkreten Handlungsoptionen denkbar sind und wie sich didaktisches Handeln und

der Aufbau von aktivem Diskriminierungsschutz verbinden lassen.“ (Vgl. Cover der Broschüre)

Die Autor_innen hoffen, dass die Handreichung ab dem kommenden Wintersemester in Lehre und Studium insbesondere der Gender Studies an der HU anregend wirksam wird. Die Broschüre ist online (<https://www.gender.hu-berlin.de/de/studium/diskriminierungskritik>) und als Druckfassung im ZtG erhältlich. Die AG Lehre freut sich auf Rückmeldungen!

Ein Teil der Autor_innen plant für die Tagung „Gender und Diversity in die Lehre! Strategien, Praxen, Widerstände“, welche vom 24.-26. November 2016 an der Freien Universität Berlin stattfinden soll, eine Arbeitsgruppe mit dem Titel „Reflexion und Empowerment für diskriminierungskritische Lehrende“. Interessierte sind herzlich willkommen.

Weiterbildung

Im Sommersemester wurde erstmals eine diskriminierungssensible Weiterbildung „Machtverhältnisse in Lehrveranstaltungen und Lernprozesse bewegen“ für studentische Lehrende in der KSBF angeboten. Das Konzept für die Veranstaltung entwickelte Cash Hauke, ein Absolvent der Gender Studies. Für die Finanzierung der Fortbildung setzte Cash Hauke Mittel ein, die er im Sommersemester 2015 als Tutor im MA Gender Studies für den 1. Platz beim Preis für gute Lehre 2015 der KSBF erhalten hatte.

Preis für gute Lehre

Mit dem 1. Platz beim Preis für gute Lehre 2016 der KSBF wurde Professor_in Ina Kerner vom Institut für Sozialwissenschaften und Zentrum für transdisziplinäre Geschlechterstudien für das Seminar „Democracy, the Political and Social Movement in Europe and South Asia: An Intercontextual Dialogue“ ausgezeichnet. Aus der Laudatio der KSBF:

„Die Lehrveranstaltung fand im Sommersemester 2015 statt und war sowohl für Studierende der Sozialwissenschaften als auch der Gender Studies geöffnet. Das Seminar befasste sich mit politiktheoretischen Positionen, die eine grundlegende, kritische Reflexion über die Entwicklungen und Phänomene demokratischer Regierungssysteme ermöglichen. Im Mittelpunkt stand eine kritische Auseinandersetzung mit den politikwissenschaftlich etablierten Erklärungsmustern des liberalen Demokratie-modells. Das didaktische Konzept dieser Lehrveranstaltung sah vor, dass sich die Studierenden zunächst auf Basis von Texten mit den aktuellen Positionen der Politischen Theorie und Bewegungsforschung auseinandersetzen und diese dann anschließend im Rahmen einer Sommer-

schule in Pakistan vertiefen und mit Hilfe des interkontextuellen Dialogs auf unterschiedliche Praxisfelder beziehen sollten.“

Mit Ina Kerner wurde, wie im letzten Jahr, eine herausragende und mit den Gender Studies eng kooperierende Lehrende mit dem Preis für gute Lehre geehrt. Angesichts dieser einhelligen Wertschätzung bedauern es die Gender Studies einmal mehr, dass es nicht gelungen ist, die Professur von Ina Kerner zu verstetigen.

Petra Ahrens, Martina Dietz

Blended Learning-Kurs „The EU and its gender equality policy: understanding the supranational gender regime“ im BA Gender Studies & BA Sozialwissenschaften

Unterstützt durch das HU-Förderprogramm Digitale Medien in Forschung, Lehre und Studium haben wir – Petra Ahrens und Martina Dietz (Lehrbereich Soziologie der Arbeit und Geschlechterverhältnisse) – seit Juli 2015 einen Blended Learning-Kurs für Sozialwissenschaften und Gender Studies entwickelt. Bisher wurden am Institut für Sozialwissenschaften (ISW) und am Zentrum für transdisziplinäre Geschlechterstudien (ZtG) keine Blended Learning-Kurse angeboten, wodurch das Seminar vorbildhaft ein innovatives Lehrformat, interaktive Lehrmethoden, die Seminarsprache Englisch, und Disziplinen wie Soziologie, Politikwissenschaften, Gender Studies, und European Studies (Erasmus) zusammenführte.

Unter Blended Learning werden Lehrformate verstanden die Präsenzsitzungen mit eLearning-Elementen funktional verzahnen und nach Möglichkeit die übliche Stoffvermittlung auf den Kopf stellen. Die Stoffvermittlung erfolgt möglichst virtuell durch Videos, Texte, Podcasts u.ä. an selbst gewählten Orten (z.B. zu Hause) sowie zu selbst gewählten Zeiten, während in den Präsenzveranstaltungen Gelerntes angewendet wird (Hoffmann/Kiehne 2016). Das bedeutet einen Rollenwechsel für Lehrende und Studierende, denn bei den Präsenzsitzungen wird nicht neuer Stoff vermittelt, sondern bereits erarbeiteter vertieft. Lehrenden fällt eher die Rolle der Moderation zu und sie unterstützen beim Selbstlernen, während Studierende stärker die Themen bestimmen und Materialien selbst recherchieren und erarbeiten (ebd.).

Das Lehrformat Blended Learning auszuprobieren war motiviert durch die folgenden Aspekte:

- ISW und ZtG haben sich Familienfreundlichkeit zum Ziel gesetzt. Blended Learning Kurse bieten sowohl für Studierende als auch für Lehrende mit Sorgepflichten die Gelegenheit, Präsenzzeiten zu reduzieren und durch Selbstlernen (bzw. Vorbereitung Online-Lehre) das individuell verfügbare Zeitkontingent flexibler zu nutzen. Es bietet auch große Vorteile für Studierende mit Erwerbstätigkeitszwängen und für Studierende mit eingeschränkter Mobilität.
- Studierende haben unterschiedliches Vorwissen und unterschiedliche Lernwege und dem kann durch Blended Learning entsprechend Rechnung getragen werden. Angebote sind flexibler auf Lernbedürfnisse zugeschnitten (z.B. individuelles Auslassen von bereits bekannten Seminarinhalten), erlauben verschiedene Lernarten durch Medien- und Methodenvielfalt (Videos, Texte, Gruppenarbeit, Einzelarbeit, Vorträge, Spiele etc.) und Studierende bestimmen ihr Lerntempo selbst.
- Sowohl ISW als auch ZtG verzeichnen hohe Studierendenzahlen bei gleichzeitiger Raumnot. Blended Learning-Kurse können dazu beitragen, akute Raumnot in Kernlehrzeiten (Montag bis Freitag 10-16 Uhr) zu mindern, da keine wöchentlichen Präsenz Sitzungen stattfinden, sondern Lehre überwiegend virtuell stattfindet.
- An beiden Einrichtungen studieren viele internationale Studierende. Langfristig wäre denkbar, für diese spezielle Zielgruppe Einführungs- bzw. „Willkommenskurse“ im Blended Learning-Format anzubieten, um sie auf die Studienbedingungen in Deutschland gezielter vorzubereiten.

Im November 2015 organisierten wir einen Workshop für Lehrende, um diese Aspekte konzeptionell besser zu erarbeiten. Alexandra Mihai und Laraine D'Antin (Vrije Universiteit Brussels, Belgien), die beide Expertinnen für Online-Lehre sind und bereits mit Petra Ahrens kooperierten, informierten über Grundlagen von Online- und Blended Learning-Lehre und gestalteten interaktives Lernen für Teilnehmer*innen aus Disziplinen wie Gender Studies, Sozialwissenschaften, Theologie und Physik an eigenen Seminaren. Der hier vorgestellte Blended Learning-Kurs „The EU and its gender equality policy: understanding the supranational gender regime“ entwickelte sich dabei auf der Grundlage eines bereits in einem früheren Semester durchgeführten thematisch ähnlichen Kurses. Wir aktualisierten die Seminarinhalte, passten den Kurs auf Englisch an und entwickelten dann den webgestützten Blended Learning-Kurs.

Zum Seminarablauf: Es fanden drei „face-to-face“-Sitzungen (4 SWS) gleichmäßig über das Semester verteilt statt, d.h. als erste Sitzung, in der Semestermitte und zum Semesterende. Zwischen den face-to-face-Sitzungen gab es „virtuelle“ Treffen (30-60 Minuten), um (1) inhaltliche Einführungen anzubieten, (2)

bestimmte Themen intensiver zu diskutieren und (3) so genannte soft skills zu vermitteln bzw. deren Erlernen vorzubereiten. Die virtuellen Treffen dienten auch dazu, die selbst gewählten und erarbeiteten Themen und damit verbundene Gruppenarbeit (auf Wunsch Einzelarbeit) anzuleiten und damit zusammenhängende Fragen auszuräumen.

Für die Online-Sitzungen nutzten wir „Adobe Connect“, das – neben datenschutzrechtlichen Vorteilen – erlaubt, den Studierenden etwas zu präsentieren (z.B. ppt, Texte, Whiteboard für interaktive Aufgaben), und ihnen mittels einer Live-Kameraübertragung der Lehrenden das Gefühl von Interaktion vermittelt. Die Studierenden konnten jederzeit durch ein Chatfenster Fragen und Anmerkungen einbringen. Wir zeichneten die Online-Sitzungen auf, so dass abwesende Studierende diese zu einem selbst gewählten späteren Zeitpunkt anschauen konnten. Aufgabe der Studierenden zwischen den face-to-face-Sitzungen war es, selbstorganisiert ihren Beitrag für die face-to-face-Sitzungen vorzubereiten.

Zur ersten Seminarsitzung wurde ein Reader mit den Texten bis zur zweiten Präsenz Sitzung verteilt und die Texte frühzeitig auf moodle eingestellt. Vorbereitend zur ersten Sitzung wurden in „AGNES“ gemeldete Studierende eine Woche vor Seminarbeginn per email im Seminar begrüßt, auf den moodle hingewiesen und mit drei Texten für die erste Sitzung versorgt. Ziel war es, dass bereits alle mit einer guten inhaltlichen Grundlage für Gruppenarbeiten bei der ersten Sitzung versehen waren.

Die erste Sitzung im Semester fällt meist sehr kurz aus und dient eher der Orientierung zum Seminarplan sowie der Klärung organisatorischer Fragen. In diesem Kurs war das ebenfalls ein wichtiger Einstieg zur Einführung in die Besonderheiten des Formats, auf Grund dessen erfolgte aber auch eine direkte, interaktive Erarbeitung des Themas mit verschiedenen didaktischen Methoden wie Begriffsassoziationen. Zudem wurde mit der Methode „Infomarkt“ die „Geschichte der EU-Gleichstellungspolitik“ in verschiedene zeitliche Abschnitte aufgeteilt, diese in Gruppen erarbeitet und mittels Rundgang der Gruppen mit gegenseitiger Erläuterung weiterverbreitet, um allen das Gesamtthema zugänglich zu machen. Die Auswahl interaktiver Methoden sollte schnell und früh ein Zugehörigkeits- und Gruppengefühl erzeugen, da dieses bei den darauf folgenden Online-Sitzungen nur schwer herzustellen wäre. Aufbauend auf den in der ersten Präsenz Sitzung erarbeiteten Materialien erhielten die Studierenden die Aufgabe, als Teilaufgabe für die Leistungspunkte diese in eine Präzi-Präsentation zu überführen, also eine neue Präsentationstechnik zu lernen.

Dann fanden inhaltliche virtuelle Treffen statt, um in der nächsten Präsenz Sitzung eine Paneldiskussion von gleichstellungspolitischen Akteuren zu simulieren. Die Studierenden wurden in ihrer Selbstorganisation per moodle

und Mail darin angeleitet, wessen Position sie in der Paneldiskussion „spielen“ wollten. Zwischen dieser und der letzten Präsenzsitzung wählten die Studierenden ein eigenes EU-Politikfeld aus (z.B. Migration, gender-based violence, Forschung) und führten eine explorative Politikanalyse durch, deren Einzelschritte vorher in einer virtuellen Sitzung exemplarisch live vorgeführt wurden. Gerade diese Vorführung der praktischen Forschung stieß auf großes Interesse und auch auf große Herausforderungen – einige Studierende griffen mehrfach auf das Video zurück in ihrem eigenem Forschungsprozess, da das Auffinden von Informationen auf den EU-Websites nicht immer besonders einfach ist. Die Ergebnisse dieser Politikanalysen wurden in einer von den Studierenden selbst gewählten Form in der letzten Sitzung präsentiert, diskutiert und auch von der „peer-group“ evaluiert.

Im Sinne einer Offenheit für verschiedene Lernbedürfnisse wurden auch verschiedene Möglichkeiten des Seminarabschlusses in Form einer MAP entwickelt. Die Studierenden konnten selber auswählen, wie sich das Portfolio zusammensetzt, womit verschiedenen Fähigkeiten und Interessen Rechnung getragen wurde. Das bedeutet konkret: Wer wollte, konnte eine klassische Hausarbeit schreiben oder aber Vorarbeiten aus dem Seminar erweitern (Entwürfe für Präsentationen mit Prezi) und diese beispielsweise mit Wikipedia-Artikeln, Zeitungsartikeln, blogposts, podcasts, Postern u.ä. ergänzen.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass das Seminar eine gute Ergänzung zu „klassischen“ Seminaren bot und dieses Angebot von den Studierenden auch dankbar angenommen wurde. Von Studierenden mit Sorgepflichten und einigen mit Erwerbszwängen wurde explizit darauf verwiesen, dass die größere Flexibilität ihre Teilnahme erst möglich gemacht hatte. Dennoch bleibt auch festzuhalten, dass ein ursprünglich klassisch durchgeführtes Präsenzseminar nicht einfach eins-zu-eins in Blended Learning umzuwandeln ist und es stattdessen einer intensiven, strukturierten Vorbereitung bedarf, die genau festlegt, was jeweilige Lernziele in den einzelnen Lehrbestandteilen sind und wie sich diese mit welchen Methoden umsetzen lassen. Blended Learning ist jedenfalls eine spannende Herausforderung – für Studierende wie auch Lehrende.

Kontaktdaten: Petra Ahrens – petra.ahrens@sowi.hu-berlin.de

Martina Dietz – m.dietz@hu-berlin.de

Literatur:

Hoffmann, Sarah G./ Kiehne, Björn, 2016: Ideen für die Hochschullehre. Ein Methodenreader. Universitätsverlag der TU Berlin, <http://dx.doi.org/10.14279/depositonce-4916>

Gabriele Dietze

Sexueller Exzeptionalismus

Das Forschungsprojekt basiert auf der folgenden Voraussetzung: ‚Exzeptionalismus‘ wird eine amerikanische Überlegenheitsphantasie genannt, die sich im 19. Jahrhundert im Zuge der Westeroberung entwickelte. Kein Präsident scheut sich bis heute, von den USA als dem freiesten und vorbildlichsten Land der Erde zu sprechen. Exzeptionalismen basieren auf kolonialen und postkolonialen Überzeugungen, gegenüber indigenen oder ‚unterentwickelten‘ Völkern eine *mission civilisatrice* zu haben und ‚Fortschritt‘ nicht nur zu verkörpern, sondern auch durchsetzen zu müssen. In Anlehnung an das amerikanische Konzept wird hier als Sexueller Exzeptionalismus eine westliche Vorstellung bezeichnet, das fortschrittlichste und humanste Sexualregime der Gegenwart zu haben.

Sexueller Exzeptionalismus beruht auf drei Säulen: sexuelle Selbstbestimmung, Anerkennung von Homosexualität und Frauenemanzipation. Im Gegensatz zum dunklen Bühnenhintergrund der Kolonialzeit, der das Licht der Aufklärung auf abendländische Heteronormativität und sexuelle Selbstdisziplin strahlen ließ, sind es gegenwärtig Parameter der sexuellen Befreiung, die Überlegenheit begründen. Die ‚unterlegenen‘ sexuellen Regime basieren angeblich auf Homosexuellenfeindlichkeit, Frauenunterdrückung und Patriarchat. Diese Umkehrung der Verhältnisse erklärt sich aus der Veränderung des Bühnenhintergrundes unter postkolonialen Bedingungen. Dem Kalten Krieg, der weniger auf sexuelle Differenzen als auf Systemfragen abgehoben hatte – Freiheit versus Diktatur, Markt versus Plan – folgte ein neuer, das westliche Selbst konstituierender Widerspruch: Orient versus Okzident.

Das postkoloniale Phantasma ‚Orient‘ setzt sich aus verschiedenen Strängen geopolitischer Konfliktlinien und europäischer Innenpolitik zusammen. So gibt es eine Linie a) Nahostkriege (Israel, Libanesischer Bürgerkrieg, Iranische Revolution, Irakkriege, Syrischer Bürgerkrieg, IS). Damit verbunden wird b) islamistischer Terrorismus (Flugzeugentführungen, Selbstmordattentate, 9/11, IS-Hinrichtungen). Die außenpolitische Dimension kombiniert sich mit ‚orientalischer‘ Einwanderung nach Europa (Nordafrikaner nach Frankreich und Spanien, Pakistani nach England, Türken nach Deutschland). Beide Narrative schieben sich zusammen in c) Vorstellungen von einem homogenisierten Islam, die sich insbesondere nach dem Flüchtlingszuzug und den ‚Ereignissen von Köln‘ europäische und deutsche Rechtspopulismen zunutze machen.

Der letzte Punkt des Orient-Komplexes, e), besteht in der behaupteten Unfähigkeit der muslimischen Migrationsbevölkerung sich einzugliedern. Die

Projektion möglicher Bedrohung durch den Islam in Europa übersetzt sich in eine Vorstellung der Unvereinbarkeit von ‚Kulturen‘, wobei man vor allem muslimische, ‚Kulturen‘ als statisch, gemeinschaftsorientiert und ‚von außen kommend‘ interpretiert. Abendländische Existenzweisen werden dagegen als flexibel, individuell und autochthon verstanden. Diese neue ‚Kulturalisierung‘ von muslimischen Einwanderern – als ‚Gastarbeiter‘ wurden die gleichen Menschen noch bis in die neunziger Jahre als Unterklasse gelesen, deren Religion keine Rolle spielte – wird hauptsächlich auf der Bühne einer Kulturalisierung von Geschlecht ausgetragen.

‚Kulturalisierung von Geschlecht‘ liefert das Repertoire, aus dem sich Sexueller Exzeptionalismus bedient. Sie bedeutet, dass als sexualisierte Gewalt interpretierte muslimische Gender-Regime zum Zentralthema des Unbehagens an muslimischer Migration nach Europa gemacht werden. Das Themenspektrum ist weit und diskutiert z.B. Kopftuch- und Vollverschleierung, sogenannte Zwangsehen und Ehrenmorde, Beschneidung und eine angeblich gewaltbereite Homophobie. Diese Sexualisierung betrifft nicht nur Individuen und Gruppen mit besonderem Ressentiment, sondern sie ist auch Grundlage staatlichen Handelns. Sowohl die Niederlande als auch die BRD haben in bestimmten Einbürgerungstests Fragen zu weiblicher Nacktheit und Schwulenakzeptanz integriert; in fast allen europäischen Nationen gibt es Kopftuch- oder Verschleierungserlasse.

These Eins des Projekts ist, dass es beim hier beschriebenen Sexuellen Exzeptionalismus dezidiert *nicht* darum geht, über Aufklärungskampagnen eine Reform vermutet inhumaner Sexualregime bei Bürgern mit ‚Migrationshintergrund‘ zu befördern. Vielmehr handelt es sich um eine okzidentalistische Selbstvergewisserung, die eine Bedrohung des abendländischen Zivilisationserfolges durch Aufklärung und Säkularisierung inszeniert, um sich gegen unerwünschte muslimische Einwanderung abzuschotten. Die amerikanische Historikerin Joan Scott spricht in diesem Zusammenhang von ‚Sexularism‘ als einer abendländischen Diskursformation, säkulare und sexuelle ‚Fortschritte‘ zu einem Überlegenheitsmuster zusammenzufügen.

Der Ansatz ‚Sexueller Exzeptionalismus‘ geht einen Schritt weiter und schaut auf die Funktion des Musters für die Disziplinierung ‚eigener‘ unzufriedener Bevölkerungsgruppen: heterosexuelle Frauen sowie homosexuelle Männer und Frauen. Als These Zwei wäre zu entwickeln, dass über Sexuellen Exzeptionalismus die Vereinnahmung von Avantgarden dieser Gruppen, z.B. Feministinnen und schwulen und lesbischen AktivistInnen, weitergehende Emanzipationsforderungen stillstellt und migrationsfeindliche Ressentiments

bestärkt. Vertreterinnen des Mainstreamfeminismus wie Alice Schwarzer haben sich Forderungen nach gesetzlichen Kopftuchverboten angeschlossen und VertreterInnen von Schwulen- und Lesbianorganisationen beschwören das Bild des homophoben jugendlichen Muslims als Gefahr für ihre Sicherheit.

Die Erzählung des Sexuellen Exzeptionalismus hat eine besondere Funktion in der so genannten Genderismus-Debatte. Gender wird dabei in einer bemerkenswerten (männlichen) Koalition aus bürgerlichem Feuilleton, Papsttum und Rechtspopulismus als Leitkategorie angeblich entgleister Sprachpolitik und Political Correctness positioniert. Beklagt wird dabei der Verlust von gewünschter ‚guter‘ Geschlechtsdifferenz als ‚wahrer‘ Weiblichkeit und Männlichkeit. Tatsächlich – These drei – spielen sich Genderismus-Polemiken innerhalb einer ‚anti-egalitären Wende‘ ab, wo Bestrebungen zur Abschaffung der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung (Haushalt Kindes- und Altenpflege) und die Forderung nach geschlechtsneutraler und diskriminierungsfreier Einstellungs-, Lohn- und Beförderungspolitik untergraben werden sollen.

Als These vier soll entwickelt werden, dass die Sexualisierung und Kulturalisierung von (ethnischen und religiösen) Differenzen, immer auch gleichzeitig den Geschlechtsunterschied betonen und damit dem Gespenst eines angeblich gleichmacherischen so genannten Genderismus die Grundlage nehmen wollen. Beispielhaft erscheint hierfür das 19-Punkte-Programm von PEGIDA, wo gleichzeitig ohne spezifische Erwähnung von Homosexualität für „sexuelle Selbstbestimmung“ (Punkt 12) votiert wird und Maßnahmen gegen „Wahnwitzige Genderisierung“ (Punkt 17) gefordert werden. Neben der männlichen Angst vor dem Verlust von Privilegien wird hier über die Forderung nach ‚sexueller Selbstbestimmung‘ auch klar, dass diese weniger als erweiterte (weibliche) Freiheit, sondern eher als anhaltende sexuelle Verfügungsgewalt über weibliche Körper verstanden wird, die über ‚Genderisierung‘ bedroht scheint.

Klassisch sexuell exzeptionalistisch ist dann der Punkt 10 des PEGIDA-Manifestes gegen eine „frauenfeindliche politische Ideologie“, womit als muslimisch identifizierte Gender-Regime gemeint sind. Verallgemeinert kann man sagen, dass hier eine „Ethnisierung von Sexismus“ (Jäger 1996) stattfindet, d.h. dass Sexismus und Homophobie an ein irgendwie gewaltförmiges muslimisches Patriarchat delegiert werden und damit auch einer abendländischen Selbstbefragung entzogen sind. Sexueller Exzeptionalismus ist damit gleichzeitig, und hiermit komme ich zu These fünf, eine Camouflage für Rassismus. Unter dem rhetorischen Deckmantel von (sexueller) Emanzipation reist ein kulturalistischer Rassismus, der im Denken nach dem Holocaust den biologischen Rassismus weitgehend abgelöst hat. Da er aber in der Aura von Aufklärung und okzidentaler Überlegenheit erscheint und damit auf der

Affektenebene ‚gute Gefühle‘ auslöst, ist er äußerst schwer zu erkennen.

Gabriele Dietze hat über viele Jahre im ZTG und im Graduiertenkolleg „Gender als eine Kategorie des Wissens“ mitgearbeitet und Promotionen betreut. Sie ist nach ein paar auswärtigen Gastprofessuren für dieses Projekt mit einem Fellowship der VW Stiftung im Format „Originalitätsverdacht“ an die Humboldt Universität zurückgekehrt und ist dem Institut für Europäische Ethnologie affiliert. Erste Texte aus dem Projekt sind bereits publiziert, z.B. Das ‚Ereignis Köln‘. *Femina Politica* 1:2016, S. 93-102 und ‚Ethnosexismus‘. In: *Movements* 3, September 2016.

The EUROPACH Research Team

Led by Professor Beate Binder of Humboldt University’s Institute for European Ethnology and Centre for Transdisciplinary Gender Studies, the “Disentangling European HIV/AIDS Policies: Activism, Citizenship and Health” (EUROPACH) research project will be funded from September 2016 to 2019 by the Humanities in the European Research Area as part of the Joint Research Programme “Uses of the Past”. Through the lens of the HIV/AIDS epidemic, EUROPACH will explore how the past is mobilised in the unfolding of activism, health policy and citizenship in Europe. By analysing the discourses and practices that make up HIV/AIDS policy worlds in Germany, Poland, Turkey, the UK, and at the European level, EUROPACH aims to describe the varied citizenship claims that emerge across shifting notions of Europe. Researchers will unpack the logics of policy discourses and disentangle the transnational histories that have been involved in the co-production of these policy assemblages, and develop a corresponding interactive map to be housed on the project’s website. They will also record interviews with long-term activists and persons living with HIV or AIDS, which will provide a foundation for a new European HIV/AIDS oral history archive. Ethnographic research conducted in spaces of policy development and negotiation, combined with analyses of art works engaging with the epidemic, will be used to situate citizenship models in their temporal trajectories, and then to scrutinize them – in close discussion with the project’s 14 non-academic associated partners – for insights as to possibilities for the future. These objectives have been developed out of existing research along the lines of five interrelated axes:

Terms and Labels

With health policy-making bodies increasingly consolidating around new anti-retroviral-based technologies in the fight against the epidemic, social science and humanities scholars have come to voice concern about the possible disregard of the insights and resources of community networks that have been fundamental to past strategies of treatment and prevention. Several scholars are

equally concerned about the reliance on overly static concepts of the past for labelling and engaging with communities despite growing understanding of their malleability and internal diversity. Researchers will thus analyse, contextualise and reassess the relevance of the classifying and transitory terms and labels in use across Europe against the histories of their initial emersion and this ongoing context and discourse of change.

Policy Instruments

With these increasing global investments in biomedical forms of prevention and treatment comes pressing need to describe the impact of the re-rooting of policy frameworks on disparate social, economic and political spheres. Researchers will thus refocus and broaden the scope of the project's discursive analysis to explore the production and transfer of policy logics in European HIV/AIDS policy instruments. To move beyond reductive perspectives, the project will investigate the transfers that occur across European countries, and also those that occur across national contexts and non-European or global governing bodies. Preliminary research has made evident at least four key dimensions that are likely infused with such logics: testing, treatment, prevention, and legal regulation.

Policy Worlds

Researchers will also sketch out the policy worlds that take shape while policy instruments are produced, negotiated and contested within a range of temporal moments, spaces and relations. Developed in juxtaposition to the top-down model traditionally used to conceptualize policies, accounting for policy worlds means focusing on practices and approaching policies as contested instruments of governance that enlist and generate categories of knowledge, webs of meaning and political subjects. Revealing histories that are often neglected in historical analyses of the epidemic, such an approach thus enables the unearthing of lives and strategies that continue to be neglected or pushed aside in the production of current policy configurations.

Citizenship

In addressing questions of recognition, inclusion, responsibility and solidarity, HIV/AIDS policy worlds demonstrate how citizenship emerges as an expression of contemporary policies in Europe. Researchers will thus analyse and describe citizenship models – broken down to the level of entitlements and responsibilities – out of the concepts, narratives and practices that constitute the HIV/AIDS policy worlds under investigation. At least three interconnected strands of theorizing are of particular import here: sexual citizenship, biological citizenship, and transnational citizenship.

Futurity

Finally, EUROPACH builds on the idea that the possibilities embedded in past and contemporary engagements with the epidemic offer a guide for the future. As Europe experiences marked asymmetries in policy and provision for treatment and prevention, different temporal registers co-exist, with some policy initiatives portrayed as “the beginning of the end”, whereas the persistence of or rise in new infections in many contexts stands in for the continuity of the past despite the possibilities and imaginings of a new era. Given these challenges, EUROPACH will investigate the problems that arise in the landscape of European citizenship based on research from the other axes, and propose routes for improvement in terms of health, rights and responsibilities that are grounded in the knowledges and affective attachments of the past.

Team

The EUROPACH research team consists of researchers based at universities in four European countries. Prof. Beate Binder, who was introduced at the opening of this text, leads the EUROPACH project and is the principle investigator (PI) of the German team of researchers. Dr. Ulrike Klöppel, who holds a PhD in sociology and has long worked with NGOs and activist groups focused on the rights of trans communities and persons living with HIV/AIDS, will conduct research on the German context. Todd Sekuler, who holds a Master in Public Health and is finalizing his doctoral thesis in European ethnology, will research the European context, and Prof. Martin Lücke, Professor of History at the Free University in Berlin, will provide expert and technical support.

The PI of the team in the UK is Prof. Marsha Rosengarten, co-founder of the Association for the Social Sciences and Humanities in HIV, and Professor in Sociology, Director of the Centre for the Study of Invention and Social Process, and Director of the Unit of Play at Goldsmiths, University of London. Emily Nicholls, who will soon complete her PhD in Visual Sociology at Goldsmiths, will conduct research on the UK context.

Prof. Martin Lengwiler, PI of the Swiss team, is Professor of History at the University of Basel and Deputy Director of an expert committee on the history of administrative internment as part of the Swiss welfare state. Together with the second member of the Swiss team, Dr. Peter-Paul Bänziger, he leads a project on the Swiss gay rights movement during the period of HIV/AIDS. Dr. Zülfukar Çetin, Guest Professor in the Department of Social Work at the Alice Salomon University of Applied Sciences in Berlin, will conduct research on the context in Turkey.

The fourth PI is Dr. Agata Dziuban, Assistant Professor at the Institute of Sociology at Jagiellonian University and external expert for UNAIDS, the World Health Organization and the European Centre for Disease Control. Dr. Dziuban will also conduct research on the European context. Justyna Struzik, who is a curator and director based at Jagiellonian University where she is currently finalizing her doctoral thesis in sociology, will conduct research on the Polish context.

Non-Academic Associated Partners

The EUROPACH team also brings together many of those groups of persons, who have been most affected by and influential in shaping engagements with the epidemic on transnational and national levels. The Association for the Social Sciences and Humanities in HIV (ASSHH), which was co-founded by Prof. Rosengarten, constitutes an example of one such transnational network. Formed in 2009, the ASSHH has developed into a prodigious international membership organization that promotes and supports critically informed and theoretically engaged social science and humanities research on HIV/AIDS.

The International Committee on the Rights of Sex Workers in Europe, of which Dr. Dziuban is currently policy officer, and the HIV and Health Consultant for Regional Training, is a regional network of individuals and organisations based in Western, Central and Eastern Europe and Central Asia. It consists of 120 individuals including sex workers, human rights activists, trade unionists and researchers and 74 organisations led by or working with sex workers or supporting the human and labour rights of sex workers.

In terms of policy, the work of the European AIDS Treatment Group (EATG) targets the internationally pressing issues of treatment literacy and treatment advocacy. EATG is a European network of nationally-based volunteer activists comprised of more than 110 members from 40 countries in Europe. EATG maintains strong links to harm reduction and drug user groups from Western and Eastern Europe as well as advocacy organisations and networks of people living with HIV/AIDS.

EUROPACH has also built close ties with national HIV/AIDS advocacy organisations and networks of people living with HIV/AIDS in each of the project's research contexts. These are often umbrella organisations made up of an extraordinary assortment of community, advocacy, research and care groups that are scattered throughout each country. To provide just one example, the German AIDS Service Organization is made up of over 130 regional and community-oriented member organisations, including a national network of women and AIDS and Afro-leben + Deutschland, a positive African immigrants network.

Birthe Berghöfer

Kritische Theorie und feministische Perspektiven – Kritik, Gemeinsamkeiten und Erweiterungen für eine Gesellschaftskritik im 21. Jahrhundert

Im Wintersemester 2016/17 wird das Projektstudium zum Thema Kritische Theorie und feministische Perspektiven weitergeführt. Projektstudien (PT) bieten Studierenden die Möglichkeit, eigenständig und unabhängig von der etablierten Lehre wissenschaftlich zu arbeiten. Sie laufen über zwei Semester, die Teilnahme kann jedoch beliebig begonnen werden. Im Wintersemester sind daher auch neue Studierende herzlich Willkommen teilzunehmen. Unter Betreuung von Eva von Redecker, wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Philosophie, geht es in diesem PT um feministische Erweiterungsmöglichkeiten Kritischer Theorie.

Im Sommersemester widmete sich das PT zunächst einer Heranführung an grundlegende Begriffe und Überlegungen der Kritischen Theorie. Hierfür wurden Textabschnitte der Dialektik der Aufklärung, eines der bekanntesten Werke von Theodor W. Adorno und Max Horkheimer, gelesen und diskutiert. Auch eine kurze Auseinandersetzung mit Jürgen Habermas' Theorie des kommunikativen Handelns, als Teil der späteren Generation Kritischer Theorie, fand statt. Der Fokus des PT lag jedoch auf der feministischen Rezeption der Gesellschaftskritik, die ihre Anfänge im Frankfurter Institut für Sozialforschung hat. Kritik, Gemeinsamkeiten sowie feministische Erweiterungen wurden thematisiert.

So wird kritisiert, dass Dimensionen wie Symbolisches, Sprache oder intersubjektive Praxen bei Adorno und Horkheimers Analysen unbeachtet bleiben, wodurch strukturgebende Aspekte der Gesellschaft unsichtbar bleiben. Die spätere Kritische Theorie mit Jürgen Habermas berücksichtige durch den Blick auf kommunikatives Handeln diese Dimensionen, lasse sie jedoch geschlechtsneutral erscheinen. Kritischer Theorie fehle eine Gender-Dimension, die bei der Analyse der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft jedoch unerlässlich sei, lautet feministische Kritik.¹ Dennoch gibt es Anknüpfungspunkte zwischen Kritischer Theorie und feministischen Diskursen. Beiden wissenschaftlichen Auseinandersetzungen geht es um eine kritische

¹ Knapp (1996): Traditionen Brüche: Kritische Theorie in der feministischen Rezeption. In: Vermittelte Weiblichkeit. Feministische Wissenschafts- und Gesellschaftstheorie. (hrsg. v. Scheich, Elvira). Hamburg: Hamburger Edition HIS: 121.

Betrachtung gesellschaftlicher Verhältnisse sowie die Berücksichtigung ihrer historischen Entstehung. Transparenz eigener Erfahrungshintergründe und das Wissen um die Gegenwärtigkeit des Vergangenen sind sowohl für Kritische Theorie wie für feministisches Denken von Relevanz in ihren Analysen. Theorie und Empirie müssen in einem wechselseitigen Verhältnis zueinander stehen², was Horkheimer schon in seiner Antrittsrede 1931 am Institut für Sozialforschung in Frankfurt am Main betonte. Texte von Regina Becker-Schmidt, Gudrun-Axeli Knapp, Mechthild Rumpf oder Christine Kulke, waren Bezugspunkte für die gemeinsamen Diskussionen zur feministischen Rezeption Kritischer Theorie. Die Auseinandersetzung beschränkte sich damit auf den deutschen Sprachraum und den Zeitraum bis in die 1990er Jahre.

Die Erkenntnisse des Sommersemesters erweiternd, soll im kommenden Semester der Fokus auf der aktuellen Debatte einer feministisch kritischen Theorie liegen. Zu nennen sind hier Theoretikerinnen, wie Nancy Fraser und Seyla Benhabib. Die Auseinandersetzung liegt damit verstärkt im englischsprachigen Raum. Wie sieht eine Kritische Theorie des 21. Jahrhunderts aus, die der Komplexität der derzeitigen Gesellschaft angemessen begegnet? Welche Kategorien müssen bei Gesellschaftsanalyse und -kritik mitgedacht werden? Solchen Fragen wird sich das zweite Semester des PT widmen. Damit einhergehen die Thematisierung von Intersektionalität, von Denken als einem Instrument für Transformation, wie es Ursula Beer³ formuliert, und von der gegenwärtigen Situation als Ergebnis eines historischen Prozesses. Diese bereits im Sommersemester als Gemeinsamkeiten herausgearbeiteten Aspekte sollen nun Anschlusspunkte für das Wintersemester sein. Bei Kritischer Theorie handelt es sich keineswegs um eine abgeschlossene Konzeption, sondern um anschlussfähige Überlegungen.⁴ Eine Verknüpfung sowie anschließende Erweiterung Kritischer Theorie mit feministischen Überlegungen ist daher keineswegs unmöglich oder uninteressant.

2 Ebd.: 124 f.

3 Beer: Das Zwangsjackett des bürgerlichen Selbst – Instrumentelle Vernunft und Triebverzicht – In: Kulke/Scheich (1988): Rationalität und sinnliche Vernunft: Frauen in der patriarchalen Realität. Pfaffenweiler: Centaurus-Verlag: 20.

4 Knapp: Kritische Theorie: Ein selbstreflexives Denken in Vermittlung. In: Becker/Kortendiek (Hg.) (2004): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie. Wiesbaden: VS: 192.

Folke Brodersen, Lilian Hümmler, Lola Farina Mamerow, Rose Troll

Die (Un-)Möglichkeit diskriminierungskritischer Lehre – eine Reflexion

Im Sommersemester 2016 fand das Q-Tutorium 'Kings, Queens and Criminal Queers' am ZtG statt. Das im *bologna.lab* der HU entwickelte und durch dieses begleitete Veranstaltungsformat zeichnet sich durch den Ansatz des forschenden Lernens aus. Die Teilnehmenden betrachteten in eigenständigen explorativen Forschungsprojekten die Ausgestaltung gegenwärtiger Drag-Praxen. Die (auch) an dieses Seminar herangetragenen und teilweise ausgehandelten Umgangsstrategien mit Diskriminierungen und Privilegierungen nehmen wir als Gruppe aus studentischer Seminarleitung und Teilnehmenden zum Ausgangspunkt, um unsere Gedanken zu dieser aktuellen Debatte zu teilen. Wir positionieren uns in einem rassistischen Gefüge als *weiße* Personen, machen jedoch hinsichtlich weiterer Machtverhältnisse unterschiedliche Diskriminierungs- und Privilegierungserfahrungen. Das Format des Gesprächs weist darauf hin, dass unsere Perspektiven weder einheitlich noch abgeschlossen sind.

Im Seminar wurde deutlich, wie schwierig es ist, wenn unterschiedliche Personen, die in einem Macht- und Herrschaftssystem diverse Positionen einnehmen und sich demzufolge auch in ihrer Auseinandersetzung mit Machtstrukturen an sehr unterschiedlichen Punkten wiederfinden, zusammen-treffen mit dem Ziel miteinander zu lernen: Für manche verunmöglicht die Reproduktion von Machtverhältnissen das Lernen, andere sind aus Angst vor Fehlern gehemmt sich einzubringen. Für mich haben sich aus dieser Situation die folgende Fragen ergeben: Wie kann ein diskriminierungskritischer Lernraum entstehen? Was bedeutet in diesem Kontext ein Ansatz wie *Safer Spaces*? Kann es einen diskriminierungsfreien Raum geben?

Meines Wissens nach geht es beim *Safer Space* um einen diskriminierungsärmeren Raum, der die Kritik aufnimmt, dass diskriminierungsfreie Räume unmöglich sind. Ich halte es jedoch für sehr schwierig, in der Universität, also in einer sehr hierarchisch organisierten Struktur, die von einer Vielzahl von Machtmechanismen durchzogen ist, einen *Safer Space* zu gestalten. Dazu aber später mehr.

Neben Versuchen rund um *Safer Spaces* und nach Diskriminierung-Privilegierung getrennte Lernräume gibt es ja noch andere Ideen. Ich denke bspw. an das Konzept der *Fehlerfreundlichkeit*. Hier wird davon ausgegangen, dass in jedem Raum unweigerlich Machtverhältnisse reproduziert werden (können) und dass es gerade in der Lehre darauf ankommt, mit eben diesen Reproduktionen umzugehen. Die Grundannahme lautet, dass keine*r perfekt ist

und jeder Person Fehler passieren können. Anstatt diese lediglich moralisch aufgeladen zu verurteilen geht es um einen produktiven Umgang mit diesen Fehlern. Dies heißt nicht, dass diskriminierendes Verhalten nicht verurteilt wird oder dass zugunsten privilegierter Positionen hier eine sanfte Kuschelpädagogik angewendet wird! Dennoch handelt es sich um einen *Lernraum*, in dem Menschen ihre Fehler verstehen *lernen*, um zukünftig bewusster und machtkritischer handeln zu können. Ich glaube, es wird deutlich, wie viel Bereitschaft zur Auseinandersetzung dies von allen Beteiligten erfordert und wie unmöglich dies vielleicht auch im Rahmen eines Q-Tutoriums ist?!

Das würde ich mich auch fragen. Weiter noch: Ist der Anspruch an einen *Safe(r) Space* in einem Seminar oder an der Uni nicht insgesamt zu hoch? Das heißt nicht, dass existente Machtstrukturen nicht problematisiert werden sollten. Vielmehr sollte über die Adressierung des Problems nachgedacht werden. Wie werden also Machtstrukturen und auch konkret die Betroffenheit von diesen angesprochen und wer wird adressiert? Gibt es neben den genannten Ideen und Konzepten überhaupt konkrete Techniken? Ich glaube, dass z.B. eine Konsensfindung hinsichtlich diskriminierungssensibler Sprache zu Beginn eines Seminars zwar eine Technik sein kann, um diskriminierende Sprache zu vermeiden. Trotzdem kann es sein, dass sie angewendet wird. Absprachen hinsichtlich Diskriminierung im Seminar, auch wenn alle Teilnehmenden sie einhalten wollen, können allein hinsichtlich eines stark variierenden Wissens bezüglich Diskriminierungsformen ggf. trotz anderer Intention nicht erfolgreich umgesetzt werden.

Die Frage nach konkreten Techniken finde ich wichtig. Sich gegenseitig zu versichern, nicht zu diskriminieren, ist wohl nicht möglich und auch wenig sinnvoll. Dennoch gibt es Möglichkeiten, bestimmte Dinge z.B. von lehrender (_lernender) Seite in die Seminargestaltung einzubeziehen und vorwegzunehmen, wie aus der Namenrunde eine Namen- und Pronomenrunde machen, zu Beginn einige Begriffe klären und setzen, anonyme Zwischenevaluationen, Position zu beziehen bzw. antidiskriminierenden Positionen mehr Gewicht zu verleihen statt vermeintlich neutral zu bleiben. Gerade bei Fragen von Diskriminierung und Gewalt liegen die Verantwortlichkeiten aber nicht nur bei der Seminarleitung, sondern ergeben sich aus dem darin Eingebundensein aller und auch aus den unterschiedlichen Verletzbarkeiten und Privilegierungen in Bezug auf Diskriminierungsstrukturen.

Meiner Meinung nach ist insbesondere eine gemeinsame Arbeit von Lehrenden und Lernenden notwendig. Erstere tragen zwar eine Verantwortung für die Seminarorganisation, schaffen damit aber vor allem einen Raum, der von allen Beteiligten gefüllt wird. Aufgrund ihrer herausgehobenen Position ist ihre auch

persönliche Beteiligung und Positionierung in der Aushandlung und Diskriminierung wichtig. Ihnen kann aber weder allein noch hauptsächlich eine Verantwortlichkeit für das Semingergeschehen zugewiesen werden. Es gilt somit Techniken zu entwickeln, sodass sich das gesamte Seminar in dessen Gestaltung einbringt. Dafür sind Anwesenheit und Beteiligung aller unabhängig von der persönlichen Relevanz des Seminars sowie das Äußern und Aushalten von Kritik und Widersprüchen notwendig. Die Abwertung spezifischer Meinungen oder Personen muss so dem empathischen Streit, der gegenseitigen Anerkennung und dem gemeinsamen Lernen weichen. Da sich die wandelnden gesellschaftlichen diskriminierenden Strukturen immer wieder unsichtbar machen und legitimieren, braucht es eine gemeinsame Verständigung darüber, was eigentlich Diskriminierung bedeutet. Ein zugegebenermaßen hoher Anspruch.

Und wenn wir uns die Gesamtstruktur eines Seminars ansehen, wird es noch komplexer, denn Universität ist schließlich immer auch ein Durchgang mit einem konkreten Zweck. Dass dieser Zweck für viele Studierende keinen politischen Inhalt hat, ist klar und macht hier z.B. den Unterschied zur Politgruppe, in der sich vielleicht eher die Zeit genommen wird, die Machtstrukturen innerhalb des Plenums zu diskutieren. Dementsprechend ist die Frage, inwiefern immer wechselnde Gruppen von Menschen in einem Rahmen, der nicht zwangsläufig einen politischen Konsens und eine politische Auseinandersetzung (z.B. mit Machtstrukturen) erfordert, in einer begrenzten Zeit einen Raum schaffen können und wollen, der als sicherer für alle Teilnehmenden gesehen wird.

Darüber hinaus erlebt die Universität als Institution derzeit unterschiedliche neoliberale Transformationen, wie u.a. eine neue, projektförmige Organisation des Lernens. Hier entstehen Chancen für eine Gestaltbarkeit der Lehre durch teilnehmende Studierende. Bleibt dabei innerhalb eines Q-Tutoriums von einem Semester mit der Aufgabe ein Abschlussprodukt zu erstellen wenig Zeit für Gruppenprozesse und die Erarbeitung gemeinsamer Grundlagen, leidet darunter das Miteinander im Seminar wie auch die methodische und inhaltliche Schärfe der Ergebnisse – ein Umstand, den zum Glück auch das *bologna.lab* erkannt hat und ab sofort Q-Tutorien über zwei Semester anbietet. Dies vermag Teile der genannten Probleme zu lindern. Weiterhin gilt aber: Ein Outsourcing der Lehre an Studierende und damit auch eine Unterstützung der Verkürzung des akademischen Moratoriums, in dem noch kein optimierter Lebenslauf vorliegen muss, geschieht vor der Legitimation des Aufbaus von *Soft Skills*, persönlicher Weiterentwicklung und nur im Vergleich zu Lehraufträgen guter Bezahlung weiterhin.

Dass Studierende sich aber in die Lehre einbringen können, wie im Q-Tutorium, führt auch dazu, dass studentische Anliegen mehr Raum erhalten. Das kann bedeuten, dass Seminare politischer gestaltet werden – muss es jedoch nicht.

Ich denke, dass sich diese Fragen gerade für die institutionalisierten Gender Studies sowohl wissenschaftlich als auch politisch stellen. Aus einer (selbst)kritischen Perspektive ergibt sich meiner Ansicht nach die Folgerung, die gesellschaftlichen Verhältnisse ändern zu wollen. Dabei ergibt sich der Widerspruch, selber kritisch und alternativ innerhalb dieses Raumes agieren zu wollen und gleichzeitig einen Platz darin erlangt zu haben und einzunehmen – auch bei anhaltendem politischen Gegenwind, dem sich die Gender Studies ausgesetzt sehen. Und damit stellen sich Fragen der Legitimität und des politischen Potenzials von Wissenschaft, die Macht- und Gewaltverhältnisse kritisch analysieren, aber nicht bei sich selbst wahrnehmen, verändern und Alternativen aufzeigen will. Gerade marginalisierte/s Wissen und Wissensformen sowie Wissen über Praxis- und Anti-Diskriminierungsfragen ermöglichen erst ein tieferes Verständnis von und Gegenstrategien zu Machtverhältnissen. Darin liegt auch ein analytisches Problem: Nur herrschaftliches Wissen kann Herrschaft nicht aufdecken!

Solange ich mich damit in der (jetzigen) Institution Universität bewege, hat dies Grenzen und gleichzeitig gibt es dort sehr viele Ressourcen, die von den entsprechenden Personen eingesetzt werden können, um Dinge zu verändern.

Du hast das schon ein wenig angerissen, aber ich möchte noch etwas zur Spezifik der Gender Studies ergänzen: Insbesondere hier gibt es bezüglich diskriminierungskritischer Lehre sehr hohe Ansprüche, was an der thematischen Ausrichtung liegt – klar! Dennoch blenden diese Ansprüche meiner Meinung nach oft die universitäre Struktur, in der sich eben auch der Studiengang Gender Studies befindet, aus. Dies ist mitnichten ein Plädoyer sich zurückzulehnen à la „Da kann man halt nichts machen“. Im Gegenteil: Gerade deshalb müssen wir das Ziel, gemeinsam einen diskriminierungsärmeren Raum zu gestalten, als klar politischen Anspruch beibehalten.

Dieser Anspruch und die Schwierigkeiten seiner Umsetzung sind für mich auch in der Geschichte der Gender Studies zu verorten. Bei diesen handelt es sich in ihrer gegenwärtigen wie historischen Ausgestaltung sowohl um ein politisches als auch ein transdisziplinäres Projekt. Erkämpft entgegen androzentrischen Wissenschaftsstrukturen, -inhalten und -methoden stellen sie auch gegenwärtig einen der wenigen Räume dar, in dem die Verbindung aus Privatem und Politischem in Wissen umgesetzt werden kann – ein Ausgangspunkt kritischen Denkens, der vielfach auf seinen eigenen Anspruch und dessen Umsetzung hin

befragt werden muss und befragt wird. Zugleich verbinden sich in den Gender Studies, so würde ich im Gegensatz zum vorletzten Beitrag betonen, verschiedene disziplinäre wie auch aktivistisch-praktische Perspektiven, die für einen umfassenden Zugang zum Komplex aus Macht, Wissen und Welt unabdingbar sind. Dass jene nicht immer harmonisch ineinandergreifen, Anschlussfähigkeit erst hergestellt werden muss oder teilweise gar unmöglich scheint, ist somit nicht verwunderlich. Genauso wie sich von dieser Notwendigkeit der Aushandlung gemeinsamer Grundlagen des miteinander Handeln-Denken-Arbeitens profitieren lässt, bestehen so insbesondere in den Gender Studies Hindernisse, deren Bearbeitung Zeit und die Diskursbereitschaft aller Beteiligten benötigt – Ressourcen, die nicht immer zur Verfügung stehen.

Ich stimme Deiner Einschätzung zu. Diese Ressourcen scheinen mir hinsichtlich gegenwärtiger gesamtgesellschaftlicher Prozesse zunehmend prekär. So wird die Etablierung der Gender Studies als wissenschaftliches Feld direkt oder indirekt von rechten bis extrem rechten Positionen, die immer auch klar antifeministisch sind, attackiert. Die Vielzahl von Anfeindungen und Übergriffen gegenüber Lehrenden, Studierenden und anderweitig in den Gender Studies Arbeitenden finde ich erschreckend.

Gleichzeitig gibt es die oben kurz angeführten eher internen Auseinandersetzungen, die einerseits relevant und weiterführend sein können, andererseits aber oft auch Mauern ziehen, wo vielleicht eher durchlässige Zäune sind. Letzteres finde ich gerade in diesen rechten Zeiten politisch bedenklich. Damit möchte ich nun kein moralisches und vereinfachtes Bild von den guten Gender Studies und den bösen extrem rechten Positionen aufmachen. Dennoch erstaunt mich die Liebe zur vernichtenden Kritik sowie die akademische Blase der Gender Studies immer wieder.

Ja, diese Gefahren sehe ich ähnlich. Insgesamt haben nun alle für mich sehr ausführlich auf Probleme und Hindernisse einer diskriminierungskritischen Lehre hingewiesen. Dies kann hoffentlich zur Überarbeitung bisheriger Ansätze beitragen, denn am entsprechenden Anspruch wollen wir anscheinend alle festhalten.

Forschungsstelle Kulturgeschichte der Sexualität

Die vormalige „Forschungsstelle Archiv für Sexualwissenschaft“ hat ihren Namen geändert. Sie heißt nun „Forschungsstelle Kulturgeschichte der Sexualität“. Die am Institut für deutsche Literatur beheimatete und von Andreas Kraß geleitete Forschungsstelle wurde in den ersten Jahren ihres Bestehens

(2012-2015) aus zentralen Mitteln der Humboldt-Universität finanziert, seit Juli 2016 steht sie auf eigenen Beinen. Dies wurde durch die erfolgreiche Einwerbung zweier Drittmittelprojekte ermöglicht.

Das erste Projekt trägt den Titel „Cruising the 1970s: Unearthing Pre-HIV/AIDS Queer Sexual Culture“. Es erforscht die geteilten und dissonanten Erfahrungen der Verfolgung, der Diskriminierung, des kollektiven Handelns und des Protests von LSBTIQs in den 1970er Jahren und stellt die Frage, welche Bedeutung diese historischen Erfahrungen für Gegenwart und Zukunft haben können. Das Projekt wird vom Netzwerk *Humanities in the European Research Area* (HERA) im Rahmen des Förderprogramms „Uses of the Past“ gefördert und gemeinsam mit den Universitäten Edinburgh (Glyn Davis), Murcia (Juan Suárez) und Warschau (Tomasz Basiuk) durchgeführt. Im Juli 2016 startete das Projekt und läuft für drei Jahre. Wissenschaftliche Mitarbeiter_innen des Projekts sind Janin Afken und Benedikt Wolf.

Das zweite Projekt trägt den Titel „Jewish Presence in Weimar Gay and Lesbian Culture and the German-Jewish Contribution to the Emergence of Gay Culture in Palestine/Israel, 1933-1960“ und befasst sich mit dem Beitrag jüdischer LSBTIQs zur homosexuellen Kultur der Weimarer Republik und der Bedeutung von LSBTIQ-Emigrant_innen für die Herausbildung einer homosexuellen Community in Mandatspalästina und Israel. Die Forschungsstelle führt das Projekt in Zusammenarbeit mit der Hebrew University Jerusalem durch. In der halbjährigen Pilotphase, die im Juli 2016 startete, wird es von der Humboldt-Universität und der Hebrew University Jerusalem gemeinsam gefördert; in der anschließenden dreijährigen Hauptphase wird es von der *German Israeli Foundation for Scientific Research and Development* (GIF) finanziert (2017-2019). Betreut wird dieses Projekt auf israelischer Seite von Moshe Sluhovsky und Yuval Yonay, auf deutscher Seite von Andreas Pretzel.

Über diese und weitere Projekte der Forschungsstelle gibt die Homepage Auskunft (https://www.literatur.hu-berlin.de/de/forschung_idl/archive-forschungsstellen/archiv-fuer-sexualwissenschaft). Die Adresse der Forschungsstelle lautet:

Forschungsstelle Kulturgeschichte der Sexualität, Humboldt-Universität zu Berlin, Institut für deutsche Literatur, Unter den Linden 6, 10099 Berlin, Sitz: Dorotheenstr. 24, Raum 3.427

Tel.: +49-30-2093-9660; E-Mail: kulturgeschichte-sexualitaet@hu-berlin.de

Ráhel Katalin Turai

Visiting scholar at ZtG, PhD Candidate in Gender Studies, Central European University, Budapest, Hungary

I came to the ZtG for the summer semester as a visiting scholar from Hungary, sponsored by the Doctoral Research Support Grant by the Central European University Foundation, Budapest (CEUBPF). Working here for three months meant a huge contribution for me to give my PhD dissertation an overall structure, which is envisioned to be completed by next year. With the working title *Shifting Gender in Desire. Biographical bisexual temporality in post-socialist Hungary*, under Hadley Z. Renkin's supervision, it provides a narrative analysis of biographical interviews I made with Hungarian informants with changing sexual attraction towards both women and men.

There are many people, who have felt attraction towards both men and women, and these experiences can happen, as well as can be interpreted, in so many ways that it is worth a social-gender analysis. I ask, how do these changing and multiple desires get integrated into life stories? Do they represent a challenge for the coherency of life and subjectivity? By what linguistic means are they given meaning for individuals in the interview situation? Moving beyond previous approaches which interrogate certain sexual identity labels, I look at biographies as sites where people construct and perform their often multiple and ambiguous identities as in interaction with their sexual experiences with men and women. My interviewees have a very diverse scale of experiences, let alone identifications, but at some points in their lives, they all felt attraction towards people of the same and different gender as themselves – this is what I call biographical bisexuality. My main question concerns the temporal experience of biographical bisexuality, as many have had parallel or “at the same time” sexual or relationship experiences with women and men, whereas for others, heterosexuality and homosexuality represented completely separate phases of their lives, and some also have to face the (alternating) return of sexual attractions from their past.

In this temporal focus, the context of contemporary post-socialist Hungary is significant, as the political-economical “transition” impacts how people conceive of the transformations of their sexuality. My research offers a critique of the concept of “transition” both in global-political and sexual terms, showing that the developmental ideas inherent in it do not only contradict people's own life experiences, but they also limit processes of self-realization and self-transformation.

When coming to the ZtG, I hoped I could get access to ideas and literature

about the Central European context for gender and sexual issues, particularly life stories, and I also anticipated a methodological training, first and foremost because as my mentor at ZtG I chose Sabine Grenz, knowledgeable about biographical interviewing as methods and theory. Actually, what I have learnt during my stay much exceeded my expectations.

Before my visit, I had the methodological and three analytical chapters of my dissertation drafted. I made a great progress in writing, but even more importantly, in structuring my ideas and think about my PhD as a whole. To this end, having this amount of time dedicated to writing, just as having a space in the ZtG office meant a huge help. Already on the first day, I received warm welcoming by Gabi Jähnert and from the Sekretariat and PC-Pool staff, who helped me a lot throughout my stay.

Sabine Grenz's work unites many aspects of my interest (gender in biography, post/socialist Europe, identity-construction, qualitative interviewing), and she read and commented on my methodological chapter, which helped me finalize it. As a professor at the Diversity Research Institute of Georg-August Universität and Privatdozentin at Humboldt-Universität, she invited me to give a talk on sexual biographical interviewing at her MA seminar in Göttingen.

I anticipated well that I could access much biographic research, which has roots in the German tradition of hermeneutic as well as sexuality inquiry, and (online and offline) access to the English-language collections of Humboldt libraries (especially those on sociolinguistics and queer anthropology) allowed me to substantively broaden my theoretical scope. Moreover, I realized that specifically bisexual biographic research has also been done in Germany – a neglected area even inside sexuality studies –, and I managed to get in contact with the project leader Martina Löw. At this point, as they mostly published in German, I started to read in German, which proved to be extremely helpful, and I could also use the ZtG Gender library, consulting even the latest journal issues in German.

In particular, my stay at ZtG helped me reconsider my theoretical framework, especially about sexual linguistics and performativity in interviewing; revise my analytical chapters on parallel relationships and on “transition” between hetero- and homosexuality; as well as draft an outline for a new analytical chapter, which covers a specific temporal experience (the alternating, or returning, of previous gendered desires).

My stay allowed me to consult with several members in and beyond ZtG: Sadia Akbar and Ksenia Meshkova mostly on methods, Beate Binder on post-socialist anthropology, and we exchanged experiences, references and literature with many, including Sofia Varino, Kathleen Heft and Anne Potjans. I am very grateful

for them. I managed to meet professors from the Technische Universität Berlin and Göttingen as well. I grabbed every opportunity to listen to lectures and attend conferences, workshops, seminars, in English and German, organized by HU and beyond.

I would like to thank you all again for all the kind help I received during my stay. I wish the contact holds both on an individual level between me and all the people I got to know, as well as on the institutional level between ZtG and CEU. Whether you have questions connected to research methods, contents, academic practicalities, or just personally, feel free to contact me at my CEU address: turai_rahel@phd.ceu.hu.

Corinna Bath

Niedersächsisches Promotionsprogramm „Konfigurationen von Mensch, Maschine und Geschlecht. Interdisziplinäre Analysen zur Technikentwicklung (KoMMa.G)“

Am 1. Januar 2017 startet mit dem Promotionsprogramm „Konfigurationen von Mensch, Maschine und Geschlecht“, das vom Niedersächsischen Ministerium für Wissenschaft und Kultur mit 15 Stipendien über drei Jahre gefördert wird, ein für die Geschlechterforschung im deutschsprachigen Raum bisher einzigartiges Projekt. Das Promotionsprogramm untersucht in transdisziplinärer Perspektive, wie Mensch-Maschine-Konfigurationen entstehen, die Ungleichheit und Ungerechtigkeit unterstützen, und zielt auf Vorschläge zur Veränderung. Dabei wird die Kategorie Geschlecht in den Mittelpunkt gestellt.

Das Besondere des Promotionsprogramms ist, dass die Verschränkungen der Herstellung von Geschlecht mit der von Technik anhand konkreter, im transdisziplinären Dialog erstellter Fallstudien und Entwicklungsprojekte erforscht werden sollen. Technik- und naturwissenschaftliche Projekte sollen in einen sozial- und geisteswissenschaftlichen Diskurs eingebunden werden und umgekehrt.

Die Notwendigkeit solcher transdisziplinärer Reflexionsprozesse am Forschungsgegenstand selbst ergibt sich aus den komplexen Mensch-Maschine-Konfigurationen: In unserer hochtechnisierten, globalisierten Welt eröffnen Maschinen neue Möglichkeiten der Mobilität und Kommunikation, entlasten von mühsamen Tätigkeiten, lassen uns Informationen teilen oder körperliche Einschränkungen überwinden. Gleichzeitig beeinflussen technische Produkte die Art und Weise, wie wir denken, handeln und fühlen, d. h. unsere Formen der Subjektivierung. Maschinen werden somit nicht nur von Menschen konfiguriert, sondern sie stellen einen wesentlichen Teil der (Re-) Konfiguration des Humanen dar (Suchman).

Die Promovierenden und ihre Betreuer_innen arbeiten über die Grenzen zwischen Sozial-, Geistes- und Medienwissenschaften auf der einen und Natur-, Technik- und Ingenieurwissenschaften auf der anderen Seite hinweg, so dass sie direkte Erfahrungen mit der jeweils anderen Fachrichtung machen. Gemeinsamer Nenner ist dabei die kritische Reflexion auf Geschlecht in der Forschung **über** Technik und **in** den Technikwissenschaften. Die Arbeitsweise ist **transdisziplinär** in dem Sinne, dass die Promovierenden zwar einerseits mit den Arbeits-

weisen ihrer Grunddisziplin umgehen, diese aber andererseits auch in der Sprache der „anderen“ Fachkulturen reflektieren und kommunizieren lernen.

Folgende Einrichtungen sind am Promotionsprogramm beteiligt: **Technische Universität Braunschweig**: Institut für Flugführung, Abteilung für Geschichte der Naturwissenschaften mit Schwerpunkt Pharmaziegeschichte, Institut für Nachrichtentechnik, Seminar für Philosophie, Institut für Psychologie, Institut für Stahlbau, Institut für Konstruktionstechnik; **Ostfalia Hochschule für Angewandte Wissenschaften**: Fakultäten Informatik, Soziale Arbeit, Elektrotechnik und Maschinenbau; **Hochschule für Bildende Künste Braunschweig**: Institut für Medienforschung. Die Sprecherinnen sind Prof. Dr.-Ing. Corinna Bath und Prof. Dr. Bettina Wahrig (beide TU Braunschweig).

Die transdisziplinäre Arbeit zwischen (angewandten) Technik- und Naturwissenschaften und Geistes-, Sozial- und Medienwissenschaften ist in vier Forschungsfeldern organisiert, in denen ein intensiver Austausch zwischen den Themen und Disziplinen stattfinden soll.

Die Arbeiten des Forschungsfelds „Abstraktion und Modellierung“ untersuchen Vorgehensweisen und Werkzeuge der Abstraktion und Modellierung auf zugrunde gelegte Annahmen: Was gilt als Norm und was als Abweichung? Was als Ausnahme oder Störung? Welche Einschlüsse und Ausschlüsse gehen damit einher? Und wie korrelieren Vorannahmen von Technik mit bestehenden Ordnungen z.B. sozialer Ungleichheit? Wie verändern sich die „Kulturen der Objektivität“ (Daston/Galison) durch Verdattung biologischer Experimente, und welche Rolle spielen im Vergleich dazu klassische Methoden der Sichtbarmachung (z.B. Mikroskopie).

Die Arbeiten aus dem Forschungsfeld „Kreativität und Design“ zielen darauf, Vergeschlechtlichungen von Tätigkeiten, Prozessen und Produkten der künstlerisch-kreativen und technischen Gestaltung in ihren Widersprüchlichkeiten zu analysieren. Gleichzeitig sollen mögliche Gegenbilder und Methoden ihrer Gestaltung vorgeschlagen werden: Was kann ein geschlechterkritisches, was ein Zweigeschlechtlichkeit durchkreuzendes Design sein? Und welche Werkzeuge und Methoden der (Technik-)Gestaltung sind dafür notwendig? Fördert ein partizipativer Technikgestaltungsansatz eine soziale und symbolische Integration des zuvor Ausgeschlossenen oder Nichtberücksichtigten in das technische Produkt?

Im Forschungsfeld „Materialisierung – Virtualisierung – Repräsentation“ wird den Geschichten der Materialitäten, ihren Repräsentationen und ihren Aufhebungsversuchen auf den Grund gegangen. Untersucht werden u.a. Materialisierungen von Heteronormativität (z.B. Einschreibung von Stoff/Form

in materialbasierten Fächern wie Stahlbau, Holzbau oder mediale Inszenierungen von Technologien) oder Virtualisierungsprozesse in den Ingenieurwissenschaften (z.B. Übergänge vom mechanischen zum digitalen Rechnen, vom technischen Zeichnen mit Stift zum CAD) aus Perspektiven der Geschlechterforschung. Zudem sollen die Geschlechteranalysen theoretisch (z.B. medienwissenschaftlich, technikphilosophisch) weiterentwickelt werden mit dem Ziel, starre Dualismen auch für die praktische Ebene der Technikentwicklung zu überwinden.

Die Arbeiten des Forschungsfelds „Netzwerke und Emotionen“ untersuchen beispielsweise Mensch-Maschine-Interaktionen in komplexen Steuerungszusammenhängen, neuen Medien und gemischten Technologien, in denen sich Gegensätze zwischen ‚harter‘ Technik und ‚weichen‘ sozialen Technologien verwischen. Sie umfassen zugleich genderkritische Analysen neuer Formen der Arbeitsorganisation durch vernetzte Zusammenarbeit und reflektieren dies mithilfe von Ansätzen wie der Akteur-Netzwerk-Theorie (ANT). Ziel ist zum einen die kritische Überprüfung der ANT als Instrument von Gender-Forschung im Bereich Technik und Technikwissenschaften, zum anderen die kritische Erarbeitung von Denkmodellen zum technischen Umgang mit Emotionen in einem geschlechtlich (vielfältig) deutbaren technisch-sozialen Feld.

Insgesamt werden im Promotionsprogramm somit nicht nur 15 Promotionen zu den Zusammenhängen der Herstellungsprozesse von Geschlecht mit den Herstellungsprozessen von Technik entstehen. Im thematisch gesteckten Rahmen der Mensch-Maschine-Konfigurationen erproben wir zugleich, wie der Arbeitsmodus der Transdisziplinarität zwischen (angewandten) Technik- und Naturwissenschaften auf der einen Seite und Geistes-, Sozial- und Medienwissenschaften auf der anderen Seite funktionieren kann. Wie können Promovierende und Betreuer_innen mit den Arbeitsmethoden ihrer eigenen Disziplinen arbeiten und dabei mit Vertreter_innen ganz anderer Forschungsmethoden kommunizieren – und im Idealfall gemeinsam produktive Ergebnisse erzielen? (Gern unterstützen wir Forscher_innen, die diese transdisziplinären Übersetzungsprozesse und ihre Bedingungen z.B. in einer ethnographischen Untersuchung begleitforschen möchten).

Weitere Informationen: <https://www.tu-braunschweig.de/kommag/>

Andreas Heilmann

Bündnisse gegen Antifeminismus

Zwei Diskussionsveranstaltungen im Berliner Abgeordnetenhaus und bei der Heinrich-Böll-Stiftung Ende Mai 2016

Antifeminist*innen verschiedenster Couleur greifen in Zeitungsartikeln, Internetforen und Blogs in stark zunehmendem Maße die wissenschaftliche Genderforschung an. Der Logik des anonymisierten Shit Storms folgend, attackieren sie einzelne Genderforscher*innen persönlich, teils mit sexistischen Beleidigungen und Gewaltdrohungen. Dass sie nun vermehrt aus dem Schutz der Anonymität treten, macht die Sache nicht angenehmer, sondern zeigt, dass sie sich mit ihren Ausfällen in der Öffentlichkeit immer sicherer fühlen und ihre Positionen mittlerweile für common-sense-fähig halten. Sie diffamieren Gender pauschal als politischen „Kampfbegriff“ (CDU Baden-Württemberg) und postulieren die Unwissenschaftlichkeit der Genderforschung, bezeichnen Gleichstellungsgesetze, Quotenregelungen und Gender-Mainstreaming als „Gender-Ideologie“, die zur Staatsräson aufgestiegen sei, und fordern ein Ende der Subventionierung von wissenschaftlicher Genderforschung mit Steuermitteln. Ein mittlerweile breites Netzwerk, das von der sogenannten Mitte der Gesellschaft über „besorgte Eltern“, Bildungsplan-Gegner*innen, „Demo für Alle“ bis zu Pegida, AfD, NPD und anderen rechtskonservativen bis rechtsextremen Akteuren reicht, wendet sich lautstark gegen eine „Frühsexualisierung unserer Kinder“ und plädiert stattdessen für den „Erhalt der Ehe als Ehe zwischen Mann und Frau“. Wissenschaftler*innen und zivilgesellschaftliche Akteure wollen sich das nicht mehr widerspruchslos bieten lassen und rufen zum organisierten Widerstand auf.

Auf große Resonanz stießen daher zwei Diskussionsveranstaltungen in Berlin zu Strategien im Umgang mit antifeministischen Angriffen. Am 25. Mai luden die Arbeitsgemeinschaft der Frauen- und Geschlechterforschungseinrichtungen an den Berliner Hochschulen (afg) und die überparteiliche Fraueninitiative Berlin e.V. (ÜPFI) zu einem öffentlichen Dialog im Abgeordnetenhaus ein. Am 31. Mai war die öffentliche Strategiediskussion in der Heinrich-Böll-Stiftung mit dem Titel „Gegner*innenaufklärung – Informationen und Analysen zum Anti-Feminismus“ mit über 240 angemeldeten Teilnehmer*innen ausgebucht. Auf beiden Veranstaltungen wurden Analysen und Erfahrungsaustausch verknüpft mit Fragen zu möglichen Gegenstrategien und Bündnisbildungen.

Im Abgeordnetenhaus eröffnete die afg-Vorsitzende Sabine Hark mit einem Vortrag zu den Angriffen auf die Genderforschung. Der wissenschaftliche Gender-Begriff werde von den Antifeminist*innen diskursiv angeeignet und zur

„Kampfvokabel“ umfunktioniert. Hark verdeutlichte anhand von aktuellen Daten die Absurdität des Arguments einer staatlich breit und bevorzugt subventionierten Gender-Forschung: Von den 35.000 ordentlichen Professuren an deutschen Hochschulen weisen gerade einmal 150 (!) eine volle oder Teil-Denomination für Gender auf – das entspricht einem Anteil von marginalen 0,4 %. Obgleich die Gegner*innen geschlechterpolitisch die Zeit zurückdrehen wollten, hätten sie die Erkenntnisse der Genderforschung durchaus rezipiert. Das zeige sich darin, dass weibliche Emanzipation und die Gleichstellung der Geschlechter auf rechtlicher Ebene kaum mehr offen in Frage gestellt, sondern als Errungenschaft abendländischer Aufklärung gegen Flüchtlinge und „den Islam“ in Anschlag gebracht würden. Stattdessen rekurrten Antifeminist*innen verstärkt auf die „natürliche“ Fundierung der Zweigeschlechtlichkeit, so dass sich die Angriffe auf die Wissensproduktion insbesondere der sozial- und kulturwissenschaftlichen Genderforschung konzentrierte. Hierdurch gerate aber nicht nur die Genderforschung im engeren Sinne, sondern implizit der ganze Bereich der Geistes- und Sozialwissenschaften und ein kritisches, nicht-positivistisches Wissenschaftsverständnis in die Schusslinie der Angriffe. Letztlich gehe es den Antifeminist*innen um eine Delegitimierung von Wissenschaft, um der systematischen Kritik von populistischen Argumentationen ihre Grundlage zu entziehen. Dies sei Ausdruck eines Antiscientismus, der sich im Antifeminismus mit antidemokratischen (Zerstörung der öffentlichen Diskussionskultur) und antietatistischen Tendenzen verbinde.

In der anschließenden Diskussion wies die Soziologin Ilse Lenz darauf hin, dass antifeministische Akteure, die wie die AfD in ihrem Grundsatzprogramm/Leitantrag fordern, die Genderforschung ganz abzuschaffen⁵, einen wesentlichen gesellschaftlichen Beobachtungsmechanismus geschlechtsbezogener sozialer Ungleichheit in Frage stellten (Stichworte: Altersarmut, Lohndifferenzen, Care-Arbeit etc.). Das hätte unmittelbare und gravierende sozialpolitische Konsequenzen. Die Historikerin Karin Hausen brachte die originelle Idee ein, die geschlechter- und sozialpolitischen Zumutungen im AfD-Programm einmal ganz konkret auszubuchstabieren und aufzuzeigen, wie diese im Falle ihrer Realisierung in die alltäglichen Praxen der Menschen eingriffen. Damit seien vor allem Protestwähler*innen zu konfrontieren: „Wollt ihr das wirklich?“ Dieser Gedanke wurde in den Diskussionen bei der Heinrich-Böll-Stiftung

⁵ „Bestehende Genderprofessuren sollten nicht mehr nachbesetzt, laufende Gender-Forschungsprojekte nicht weiter verlängert werden“ (AfD-Programmwurf, S. 41). Vgl. „Bündnis Vielfalt für Alle“ (2016): Analyse des Leitantrags zum AfD-Grundsatzprogramm, URL: <http://www.vielfaltfueralle.info/index.php/aktuelles/afd-analyse> (Zugriff: 05.06.2016).

mehrfach aufgegriffen und weitergesponnen. Einer Ausmalung der „heilen AfD-Welt“ mit allen ihren schrecklichen Konsequenzen wären konkrete Alternativen gegenüberzustellen.

An sechs Thementischen zu Wirtschaft, Literatur, Biologie, Medien, Soziologie und Technik beantworteten Genderforscher*innen die Fragen von Politiker*innen und Publikum rund um Gender. Von Seiten der Politiker*innen und der Wissenschaftler*innen wurde der Wunsch artikuliert, den Dialog zwischen Politik und Geschlechterforschung künftig zu vertiefen. Die Frauen der ÜPFI regten in diesem Zusammenhang ein Positionspapier der Genderwissenschaftler*innen an, auf dessen Grundlage sich konkrete politische Initiativen entwickeln ließen. Dem Bedarf der Politiker*innen nach Argumentationshilfen in der Auseinandersetzung mit Antifeminist*innen konnte mit Link auf inzwischen vorliegende Materialien vor allem aus dem Bereich der politischen Stiftungen (z.B. Friedrich-Ebert-Stiftung, Heinrich-Böll-Stiftung, Rosa-Luxemburg-Stiftung) und der Gewerkschaften (z.B. GEW) entsprochen werden.

Die Tagung, zu der die Heinrich-Böll-Stiftung unter dem programmatischen Titel „Gegner*innenaufklärung“ eingeladen hatte, war inhaltlich und von den Teilnehmer*innen deutlich breiter aufgestellt. In vier parallelen Panels und vier Workshops wurden neben den Angriffen auf die Geschlechterforschung auch das Kind als Chiffre politischer Auseinandersetzung („Besorgte Eltern“ und „Demo für alle“), die familien- und geschlechterpolitischen Positionen der AfD, Antifeminismus und Hate Speech im Internet, Konzepte antisexistischer und antirassistischer Jugendarbeit sowie Strategien im Umgang mit Antifeminismus in den Medien und im Umgang mit Rechtspopulismus und extremen Rechten diskutiert.

In zwei einleitenden Vorträgen differenzierten die Sozialwissenschaftler*innen Sebastian Scheele und Gisela Notz die derzeit die Debatte dominierenden Begriffe. So argumentierte Scheele gegen den Begriff des „Anti-Genderismus“, weil er den antifeministischen Kampfbegriff „Genderismus“ aufgreife und damit im politischen Diskurs aufwerte. Im Gegensatz zu „Feminismus“ sei „Genderismus“ ein ideologisches Konstrukt, mit dem die Gegner*innen der Genderforschung diese als staatlich gefördertes Elitenprojekt verunglimpfen wollten. Auch sei das darin anklingende „Gender“ als wissenschaftlicher Analysebegriff gegen eine Vereinnahmung als Kampfvokabel zu bewahren. Scheele plädierte daher für den bereits eingeführten Begriff des „Antifeminismus“. Dabei sei jedoch zu berücksichtigen, dass dieser sich im Diskurs mittlerweile von einem „männerzentrierten“ (maskulinistischen) zu einem „familienzentrierten“ (familistischen) Antifeminismus verschoben habe. Der in der populistischen Argumentation beliebte Opferstatus werde nun nicht mehr primär für den

(weißen, heterosexuellen) Mann reklamiert, sondern zunehmend für die als natürlich konstruierte (weiße, heterosexuelle) Kleinfamilie Mutter-Vater-Kind. Kritisiert wurde in der anschließenden Diskussion, dass „Antifeminismus“ den Kreis der angegriffenen Akteure zu stark verenge und so verstanden werden könne, dass er beispielsweise Rassismus und Homo-/ Trans*phobie ausblende.

Scheeles These der diskursiven Verschiebung inhaltlich aufgreifend, entwickelte Gisela Notz in ihrem Vortrag den Begriff des „Familismus“ als Bezeichnung einer Ideologie, die die gesellschaftliche Organisationsform und sozialpolitische Entscheidungen aus dem Leitkonzept der bürgerlichen (heterosexuellen) Vater-Mutter-Kind-Kleinfamilie ableitet. Statistische Erhebungen zeigten jedoch, dass dieses Modell nur noch von einer Minderheit der Familien in Deutschland praktiziert werde und als unhinterfragte Norm unweigerlich alle Individuen und Lebensformen diskriminiere, die diesem Bild nicht entsprechen. In ihrem Vortrag skizzierte Notz die Entstehungsgeschichte sowie die Konsequenzen der familistischen Ideologie sowie mögliche Alternativen. In der Diskussion zeigte sich, dass der noch wenig bekannte Begriff des „Familismus“ in der öffentlichen Debatte auch zu Irritationen führen könnte. Die Gegner*innen könnten ihn als Projektionsfläche und Rechtfertigung für ihre populistische Scheinargumentation nutzen, dass die „Genderisten“ die Familie ganz abschaffen wollten. Familie sei für viele Menschen ein emotional hoch besetztes Thema. Notz stellte klar, dass es bei der Kritik am „Familismus“ nicht um einen Angriff auf die heterosexuelle Kleinfamilie geht, sondern um die Ausweitung des Familienbegriffs – und damit auch familienbezogener Sozialpolitik – auf die real gelebte Vielfalt aller Familienformen.

Im Panel „Angriffe auf die Geschlechterforschung“ differenzierte Ilse Lenz zwischen Geschlechterkonservatismus, Antifeminismus und – nach wie vor gebotener – fachlicher Kritik an den Ergebnissen der Genderforschung.⁶ Sie wies darauf hin, dass die Attacken fast ausschließlich von außerhalb der wissenschaftlichen Community geführt werden – als Kampf um die Köpfe (über die Massenmedien und das Internet) und als Kampf um Ressourcen (bspw. die AfD-Programmatik zur Abschaffung der Genderforschung). Die antifeministischen Angriffe seien im weiteren Kontext eines rechtspopulistischen Kampfes um Hegemonie in Deutschland und in Europa zu verorten. Darin bildeten die Antifeminist*innen jedoch (noch) keinen monolithischen Block, so dass

⁶ Vgl. ihren Aufsatz: Ilse Lenz (2013): Geschlechterkonflikte um die Geschlechterordnung im Übergang, in: Appelt/Aulenbacher/Wetterer (Hg.): Gesellschaft. Münster: Westfälisches Dampfboot. S. 204-226.

Gegenstrategien an den internen Widersprüchen und Spaltungen ansetzen müssten. Lenz regte einen Mix aus „defensiven“ und „proaktiven“ Strategien an, die von Informationsaustausch und Vernetzungen innerhalb der wissenschaftlichen Institutionen (Fachgesellschaften, Sektionen, studentischen Fachschaften, Rektoraten und Kollegien, aber auch praxisnahe Genderforschung und weitere Fachöffentlichkeit), empirischer Forschung zum Antifeminismus, über Bündnisse mit Gleichstellungsbeauftragten, Parteien, Stiftungen, Gewerkschaften und zivilgesellschaftlichen Initiativen, bis hin zum juristischen Klageweg und einem systematischeren Wissenstransfer in Massenmedien und Internet reichen. Insbesondere riet Lenz dazu, mehr Öffentlichkeit für die Positionen der Geschlechterforschung herzustellen und dabei die Möglichkeiten der neuen Medien noch stärker zu nutzen. Als gute Praxisbeispiele verwies sie auf die von Genderforscherinnen verfasste Serie im Berliner „Tagesspiegel“ und auf das in Vorbereitung befindliche Wiki zum Antifeminismus, eine für Journalist*innen und politische Aktivist*innen leicht zugängliche Informationsquelle.

Aktualitätsbedingt wurde der aufstrebenden Partei „Alternative für Deutschland“ (AfD) unter den Gegner*innen die größte Aufmerksamkeit gewidmet. So wurden im Workshop zu Strategien im Umgang mit Rechtspopulisten und extremen Rechten, den Juliane Lang vom Forschungsnetzwerk Frauen und Rechtsextremismus anleitete, Kommunikations- und Argumentationsstrategien fast ausschließlich im Hinblick auf die AfD und ihre Anhänger*innen diskutiert. Hierbei wurde das immens gestiegene Gefährdungsbewusstsein deutlich, das von der rasanten Popularisierung rechtsextremer Ideologien durch die jüngsten Wahlerfolge dieser neuen Partei genährt wird. In der Diskussion wurde die ganze Ambivalenz des Anspruchs von „Gegner*innen-Aufklärung“ deutlich: Bei wem, mit welchen Strategien und in welchen Formaten kann Aufklärung hier noch ansetzen? Wie viel inhaltlicher Dialog mit Sympathisant*innen ist möglich, und wie viel öffentlich geführte Kontroverse mit den Funktionär*innen geboten? Das Format der öffentlichen Strategiediskussion bleibt – notwendigerweise – verletzungsoffen. Obgleich sich Antifeminist*innen auf der Veranstaltung nicht zu erkennen gaben oder zu Wort meldeten, tauchten bereits am Folgetag erste Kommentare in antifeministischen Foren zu den diskutierten Punkten auf. Offenbar waren „Beobachter“ im Publikum.

Die Ergebnisse aus allen Panels und Workshops, von denen hier nur zwei exemplarisch genannt wurden, führte eine von Katharina Debus (Dissens e.V.) moderierte Fishbowl-Diskussion zusammen. Welche Strategien helfen gegen Antifeminismus? Wie und mit wem lassen sich Bündnisse gegen Antifeminismus organisieren? Welche Rahmenbedingungen sind nötig? – Öffentlichkeit muss hergestellt werden; Solidarität muss mobilisiert werden. Möglichst breite

Bündnisse gegen Antifeminismus mit Akteuren aus Wissenschaft, Politik und Zivilgesellschaft sind zu bilden, indem gemeinsame Betroffenheiten und Interessenkonvergenzen ermittelt und auf dieser Grundlage gemeinsame Positionierungen erarbeitet werden. Dazu braucht es Räume des Austausches und der Kommunikation, in denen sich die verschiedenen Akteure in jeweils angemessenen Formaten begegnen können. Eine professionelle Moderation dieses Prozesses ist hilfreich. Die bereits erfolgreich laufende Kooperation von Heinrich-Böll-Stiftung, Friedrich-Ebert-Stiftung und Rosa-Luxemburg-Stiftung zum Schwerpunktthema „Antifeminismus“ kann hier als gutes Beispiel gelten. Die Geschlechterforschung als Zielscheibe antifeministischer Kampagnen ist gefordert, ihre emanzipatorischen Errungenschaften zu verteidigen und zugleich proaktiv – und das heißt auch: in der Sprache verständlich! – die außerwissenschaftliche Öffentlichkeit informiert zu halten. Dabei wird der Kampf um die Köpfe zunehmend in den neuen Medien (Foren, soziale Netzwerke, Twitter & Co.) ausgetragen. An die Politik geht die Forderung: Statt die Ressourcen der Geschlechterforschung weiter zu verknappen – wie es die Gegner*innen fordern –, brauchen wir mehr Analysen zu den Zusammenhängen von Antifeminismus, Rassismus und Klassismus. Die „aufklärende“ Forschung über Akteure, Netzwerke und Strategien des Antifeminismus und des Rechtspopulismus muss gestärkt werden.

Literaturempfehlungen und Links:

- Beiträge aus der **Genderforschung** zum aktuellen Antifeminismus:

Sabine Hark/Paula-Irene Villa (Hg.) (2015): Anti-Genderismus. Sexualität und Geschlecht als Schauplätze aktueller politischer Auseinandersetzungen. Bielefeld: Transcript Verlag. ISBN 978-3-8376-3144-9.

- **Expertisen** zu wichtigen Akteuren und Strategien des Antifeminismus:

Lucie Billmann (Hg.) (2015): Unheilige Allianz. Das Geflecht von christlichen Fundamentalisten und politisch Rechten am Beispiel des Widerstands gegen den Bildungsplan in Baden-Württemberg. Materialien der Rosa-Luxemburg-Stiftung. ISSN 2199-7713.

Andreas Kemper (2014): Keimzelle der Nation? Familien- und geschlechterpolitische Positionen der AfD – eine Expertise. Bonn: Friedrich-Ebert-Stiftung. ISBN 978-3-86498-827-1.

Andreas Kemper (2014): Keimzelle der Nation – Teil 2. Wie sich in Europa Parteien und Bewegungen gegen Toleranz, Vielfalt und eine progressive Geschlechter- und Familienpolitik radikalisieren. Berlin: Friedrich-Ebert-Stiftung. ISBN 978-3-95861-013-2.

Hinrich Rosenbrock (2012): Die antifeministische Männerrechtsbewegung. Denkweisen, Netzwerke und Online-Mobilisierung. Heinrich-Böll-Stiftung, Schriften des Gunda-Werner-Instituts, Bd. 8:

<https://www.boell.de/de/content/die-antifeministische-maennerrechtsbewegung>

Thomas Gesterkamp (2010): Geschlechterkampf von rechts. Wie Männerrechtler und Familienfundamentalisten sich gegen das Feindbild Feminismus radikalieren. WISO-Diskurs 03/2010, Friedrich-Ebert-Stiftung:

<http://library.fes.de/pdf-files/wiso/07054.pdf>

- **Argumentationshilfen** gegen antifeministische Angriffe:

Regina Frey, Marc Gärtner, Manfred Köhnen und Sebastian Scheele (2013): Gender, Wissenschaftlichkeit und Ideologie. Argumente im Streit um Geschlechterverhältnisse. Herausgegeben von der Heinrich-Böll-Stiftung:

<http://www.gwi-boell.de/de/2013/11/20/gender-wissenschaftlichkeit-und-ideologie-argumente-im-streit-um-geschlechterverhaeltnisse>

„Gleichstellungspolitik kontrovers“, WISO-Diskurs 03/2011, Friedrich-Ebert-Stiftung:

<http://library.fes.de/pdf-files/wiso/07877.pdf>

GEW-Broschüre (2016): Für eine Pädagogik der Vielfalt. Argumente gegen ultrakonservative, neu-rechte und christlich-fundamentalistische Behauptungen:

<https://www.gew.de/gleichstellung/gender-diversity/paedagogik-der-vielfalt/>

FAQs zur Sexualpädagogik und sexuellen Bildung der Gesellschaft für Sexualpädagogik (fortlaufend aktualisiert):

<http://gsp-ev.de/faqs-zur-sexualpaedagogik-sexuellen-bildung/>

Einen guten **Überblick** über die Angriffe gegen Geschlechterforscher_innen und Sexualpädagog_innen und die Positionierungen von Fachgesellschaften bietet auch Heinz-Jürgen Voß auf der Seite:

http://dasendedessex.de/ueberblick-angriffe-gegen-geschlechterforscher_innen-und-sexualpaedagog_innen-und-die-positionierungen-von-fachgesellschaften/

Stefanie Pöschl, Marius Zierold

Das Digitale Deutsche Frauenarchiv startet: eine einmalige Informationsquelle zur Frauenbewegung

Das Digitale Deutsche Frauenarchiv (DDF) startete am 1. Juli 2016 und ist seitdem im stetigen Aufbau. Der i.d.a.-Dachverband e.V., welcher bereits das Vorgänger-Projekt META⁷ erfolgreich durchführte, fungiert auch dieses Mal als Träger des vom Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend geförderten Projektes.

Mit dem Beginn des Projektes wurden die Mitarbeiter_innen des META-Projektes in das DDF-Projekt überführt und als DDF-Servicestelle mit teils neuen Aufgabenbereichen in die Gesamtstruktur des DDF eingegliedert. Das Team des DDF wird komplettiert durch die Geschäftsführerin Dr. Sabine Wortmann, eine Assistentin der Geschäftsführung sowie vier Mitarbeiterinnen des Kompetenzteams⁸, das sich fachlich und inhaltlich dem Aufbau des DDF-Portals widmen wird.

Dieses Internetportal zur Frauenbewegung und Frauenbewegungsgeschichte, das mit einer verständlichen Verknüpfung von Digitalisaten, Personen, Ereignissen und Geschichten einen Mehrwert für Informationssuchende generieren will, wird in den kommenden dreieinhalb Jahren entstehen. Das Portal erschließt die Vielschichtigkeit von Themen und Akteurinnen innerhalb unterschiedlicher Zeitspannen in den Frauenbewegungen.

Als weiterer wichtiger Bestandteil des DDF wurde ein Projektfonds in Höhe von 500.000 EUR/Jahr eingerichtet, mit dem die i.d.a.-Einrichtungen vor Ort unterstützt werden, um am Aufbau des DDF mitwirken und ihre Bestände einbringen zu können. Alle i.d.a.-Einrichtungen sind berechtigt, Anträge auf Projektmittel für die Erschließung, Erfassung, Sicherung und Digitalisierung zu stellen.

Um einen zeitnahen Start der ersten Projektvorhaben von Einrichtungen des i.d.a.-Dachverbands zu ermöglichen und die Einrichtungen bei der Antragstellung zu unterstützen, wurden durch das DDF-Team diverse

⁷ Vgl. Aleksander, Karin: META heißt der neue Online-Katalog des i.d.a.-Dachverbandes. In: In: Bulletin-Info, Berlin 27(2016)52, S. 17-22.

⁸ Schwerpunkt 1. Frauenbewegung: Dr. Birgit Kiupel, Schwerpunkt 2. Frauenbewegung: Jessica Bock, Schwerpunkt Datenschutz und Urheberrecht: Katrin Lehnert, Schwerpunkt Archiv- und Bibliothekswissenschaft: Anke Spille.

Checklisten (z.B. für die Vollständigkeit von Anträgen, Digitalisierung) und Vorlagen (Finanzplan, Antragsstruktur) erarbeitet und zur Verfügung gestellt. Weiterhin wurden alle Einrichtungen aufgerufen, erste Projektideen zu formulieren. Im nächsten Schritt werden die Mitarbeiterinnen des Kompetenzteams konkret auf einzelne Einrichtungen zugehen und diese bei der Erstellung der jeweiligen Anträge unterstützen. Ziel ist es, erste Projekte am 1. Oktober dieses Jahres starten zu können.

Parallel dazu beginnt das Kompetenzteam mit der inhaltlichen Ausgestaltung des DDF-Fachportals. Folgende Fragen müssen dabei unter anderem beantwortet werden:

- Wie und mit welchen Themen soll das DDF inhaltlich ausgestaltet werden und wie lässt sich dieses Ziel in Zusammenarbeit mit den Einrichtungen des i.d.a.-Dachverbands effizient umsetzen?
- Welche historischen Jubiläen gibt es in den kommenden Jahren und wie können diese Anlässe innerhalb von Digitalisierungsprojekten oder Themen- sowie Personendossiers bearbeitet werden?
- Welche politischen Anlässe und Ereignisse werden aktuell diskutiert und wie können die Inhalte des Fachportals diese aufnehmen?
- Welches Material ist bereits digitalisiert und lässt sich in absehbarer Zeit in den META-Katalog und anschließend in das DDF-Fachportal integrieren? Welche wichtigen Bestände fehlen noch?

Die DDF-Servicestelle wird sich in den ersten Monaten des Projektes intensiv mit folgenden Aufgaben auseinandersetzen:

- Erstellung von Ausschreibungsunterlagen und Durchführung einer EU-weiten Ausschreibung, um eine kompetente Firma für die technische Umsetzung des DDF-Fachportals zu finden
- technische Beratung von Kompetenzteam und Einrichtungen (Ausstattung mit Hard- und Software, Kontakt zu Digitalisierungspartner_innen usw.)
- Vorbereitung des DDF-Fachportals
- Weiterentwicklung des META-Katalogs.

Parallel dazu wird durch den Vorstand des i.d.a.-Dachverbands in Zusammenarbeit mit dem Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, dem DDF-Fachbeirat und der Geschäftsführerin des DDF-Projektes der wissenschaftliche Beirat zusammengesetzt. Der wissenschaftliche Beirat soll das

DDF-Team unabhängig beraten und die Arbeit im Hinblick auf thematische, informationstechnische und finanzielle Fragestellungen unterstützen. Eine weitere zentrale Aufgabe ist die Unterstützung des i.d.a.-Dachverbands und der ministeriellen Ebene bei der Verstetigung des Digitalen Deutschen Frauenarchivs.

Ziel dieser „Initialisierungsphase“ ist es, auf einer Pressekonferenz der i.d.a.-Fachtagung im Oktober 2016, bereits erste Projekte und Ergebnisse präsentieren zu können.

Kontakt: i.d.a.-Dachverband e.V., Wattstraße 10, 13355 Berlin, 030 – 5266 7991
stefanie.poeschl@ida-dachverband.de

Marius Zierold – Bibliothekswissenschaftler / DDF - Servicestelle / META-Katalog
Stefanie Pöschl – Senior Software Engineer / DDF - Servicestelle / META-Katalog

Neuerrichtung des Interdisziplinären Zentrums für Geschlechterforschung (IZG)

Unter dem Namen „Interdisziplinäres Zentrum für Geschlechterforschung“ (IZG) hat das Rektorat der Universität Bielefeld die Neuerrichtung des Interdisziplinären Zentrums für Frauen- und Geschlechterforschung (IFF) als Zentrale Wissenschaftliche Einrichtung beschlossen. Das IZG wird an die bisherige Aufgabenstellung des IFF anknüpfen, sie fortsetzen, aber auch aktualisieren und auf neue theoretische und empirische Herausforderungen angesichts der sich wandelnden Gesellschaft hin profilieren. Dabei wird der Focus zunächst auf die Entwicklung eines Doktorand_innenkollegs ausgerichtet sein.

Weitere Informationen: www.uni-bielefeld.de/IZG

Urmila Goel

Gastprofessorin am Institut für Europäische Ethnologie der Philosophischen Fakultät I der HU

Seit dem 01.04.2016 bin ich als Gastprofessorin am Institut für Europäische Ethnologie angestellt. Da ich diesmal einen dreijährigen Vertrag habe, freue ich mich sehr, mich über einen längeren Zeitraum im ZtG engagieren und die bereits bestehende Zusammenarbeit ausbauen zu können.

Meine Forschungsschwerpunkte liegen in den Bereichen Migration und Rassismus sowie Intersektionalität. Dabei arbeite ich vor allem zu Menschen, die auf Indien verwiesen werden. Gerade bin ich damit beschäftigt meine Habilitationsschrift zum Internetportal Indernet fertig zu stellen. Zudem arbeite ich zu den Krankenschwestern, die aus Indien in die BRD angeworben wurden, und ihren Familien. Außerdem interessiert mich die Migration in die DDR sowie West-Ost-Machtungleichheiten im vereinten Deutschland.

In der Lehre habe ich vier Schwerpunkte, die sich zum Teil überschneiden: Erstens biete ich Einführungsveranstaltungen in die Europäische Ethnologie an, zweitens Seminare zu den Themenbereichen Migration und Rassismus, drittens zur Internetforschung und viertens greifen viele meiner Lehrveranstaltungen auch Themenbereiche aus den Gender Studies auf und sind für Studierende der Gender Studies geöffnet. Zudem betreue ich Abschlussarbeiten von Studierenden der Gender Studies.

In meine Lehre bringe ich auch Erfahrungen und Methoden aus der außeruniversitären Bildungsarbeit mit ein. Fragen der Didaktik und Lehre interessieren mich sehr, weshalb ich schon in der Vergangenheit in der AG Lehre des ZtG mitgewirkt habe. Letztes Semester konnte ich dabei an der Broschüre zur diskriminierungskritischen Lehre mitarbeiten und darin mein Konzept der Fehlerfreundlichkeit vorstellen. Bei diesem geht es darum, mit den Reproduktionen von Machtverhältnissen in Lehrveranstaltungen umzugehen.

Weitere Informationen zu meinen Forschungsinteressen, Publikationen und Bildungsarbeit finden sich auf meiner privaten Webseite www.urmila.de. Per Email bin ich über urmila.goel@staff.hu-berlin.de zu erreichen. Ich freue mich auf einen produktiven Austausch und Zusammenarbeit.

Veronika Kourabas

Wissenschaftliche Mitarbeiterin und Doktorandin an der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg

Der Ausgangspunkt meiner Auseinandersetzung mit Geschlecht und seiner sozialen Bedeutung dürfte – so suggeriert es zumindest meine Erinnerung – ein Erlebnis meiner Kindheit sein: Ich registrierte, dass einige Menschen von gewissen Arbeiten wie beispielsweise Kochen, Wäsche waschen, Aufräumen und Putzen zuhause per se ausgeschlossen zu sein schienen, es jedoch offenbar selbstverständlich war, dass andere diese Tätigkeiten ungefragt und ohne Widerspruch zu erledigen hatten – meist ohne ein freundliches Danke, von einer Bezahlung ganz zu schweigen. Relativ schnell folgte meine „Erkenntnis“, wie und warum dies funktionierte: Das Geschlecht markierte die einzige, mir damals auffallende Differenz, die dieses Phänomen „erklären“ konnte.

Mein Einverständnis folgte dieser recht frühen Erkenntnis über die Zuweisung und Ordnung von Tätigkeiten und ihrer sozialen Entwertung entlang der Kategorie Geschlecht jedoch nicht. Ich hing *terre des femmes*-Plakate mit dem Statement „Frauenrechte sind Menschenrechte“ sowohl an der Badezimmertür meines Zuhauses wie auch in der Aula meiner damaligen Schule auf. An beiden Orten wurde mein Einsatz für Geschlechtergerechtigkeit allerdings nicht unbedingt mit Begeisterung honoriert – eine Erfahrung, die mich bis heute im Alltag und auch in meinem Beruf begleitet.

Mein Bachelor-Studium der Gender Studies an der Humboldt-Universität zu Berlin, das ich aufgrund der Bologna-Reform „nur“ noch als Zweitfach neben Erziehungswissenschaften studieren konnte (aber viel intensiver betrieb als mein Hauptfach), knüpfte an mein Unverständnis und mein Nichteinverständnis über dieses Machtverhältnis an. Hier lernte ich Personen kennen, die

sich systematisch mit Fragen beschäftigten, die auch meinen Alltag und meine Erfahrungen präg(t)en und über die ich dringend mehr erfahren wollte.

Im Rahmen meines Gender-Studiums bot sich mir die Gelegenheit, an einem studentischen Projektstudium zur postkolonialen Vergangenheit und Gegenwart Deutschlands teilzunehmen. Dadurch eröffneten sich mir weitere Perspektiven auf Macht- und Herrschaftsverhältnisse: „There is no hierarchy of oppression“ schrieb Audre Lorde (1983). Gemäß dieser Erkenntnis, dass keine Form struktureller Diskriminierung eine Vormachtstellung gegenüber einer anderen einnimmt, beschäftigte ich mich neben Gender bald auch intensiv mit Kritischer Weißseinsforschung, Migration, sozialen Zugehörigkeitsordnungen und Rassismustheorie. In meinem anschließenden Masterstudium „Bildung, Kultur und Wissensformen“ an der Freien Universität Berlin konnte ich dieses erweiterte Interesse an vielfältigen und ineinander verwobenen Prozessen der Konstruktion von Differenz, die mit Macht und sozialer Ungleichheit verbunden sind, weiter vertiefen.

Nach Abschluss meines Masterstudiums konnte ich berufsbiographisch zunächst mit einer Stelle als Lehrkraft für besondere Aufgaben an der Juniorprofessur Interkulturelle Pädagogik der Technischen Universität Chemnitz anschließen. Mit dem Einstieg in die Lehre eröffnete sich für mich ein weiteres, mir bis dato unbekanntes, Feld, das ich mir erst selbstständig erarbeiten musste und das mich auf unterschiedliche Art und Weise forderte:

- Wie kann ich das Interesse an einem gesellschaftlich tabuisierten Thema wie strukturellem und alltäglichem Rassismus in Deutschland wecken und die Komplexität des Themas vermitteln, ohne dabei eine Abwehrhaltung bei Studierenden hervorzurufen, deren Selbstbild als „nicht rassistisch“ herausgefordert wird?
- Wie kann in hierarchisch angelegten universitären Bildungssettings eine machtkritische und selbstreflexive Auseinandersetzung angeregt werden?
- Wie gehe ich mit den unterschiedlichen sozialen Positionierungen von Studierenden und den vielfältigen Formen von (De-)Privilegierung in einem Seminar um, das eben gerade diese Verhältnisse der machtvollen Unterscheidung zum Gegenstand hat?
- Wie kann ein professioneller und kritischer Umgang mit meiner eigenen sozialen Positioniertheit als Lehrende aussehen?

Diese Fragen sind nur einige, die mich bis heute im Kontext meiner Gestaltung von Lehre begleiten und sich für mich immer wieder stellen.

Auch im Rahmen meiner 2014 angetretenen Stelle als wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Carl von Ossietzky Universität in der Fachgruppe „Migrati-

on und Bildung“ stellen sich für mich diese Fragen. Zum einen in meinen Lehrveranstaltungen, zum anderen im Zuge meines Dissertationsprojekts, das eine kritische Migrations- und Rassismusforschung aus erziehungs- und sozialwissenschaftlicher Perspektive verfolgt. In den Erziehungswissenschaften markiert eine macht- und herrschaftskritische Analyse der Arbeitsmigration der 1950er Jahre in Deutschland mit Bezug auf die Subjektposition ‚gastarbeitender Anderer‘ nach wie vor ein Desiderat. Meine Promotion setzt an dieser Leerstelle an. Unter Rekurs auf theoretische Ansätze der Rassismuskritik, Migrationspädagogik, Verdinglichungs- und Subjektivierungstheorie sowie unter Einbezug von Texten von „Gastarbeiter_innen“ wird eine eigene Perspektive zur Analyse von Unterwerfung und Widerständigkeit im Migrationsregime der BRD mit Blick auf die Vergangenheit wie gegenwärtige Thematisierungsformen und Erinnerungspolitik entwickelt.

Die Gleichzeitigkeit von Lehre und Forschung, die mir bei meiner Stelle als Wissenschaftliche Mitarbeiter_in geboten wird, empfinde ich sowohl als Herausforderung als auch als große Bereicherung. Neben logistischen und zeitlichen Anforderungen bringt die Stelle zahlreiche Möglichkeiten für akademischen Austausch und persönliches Wachstum mit sich. Das Spektrum an Aufgaben bedeutet aber auch ein schnelles Hin- und Herwechseln zwischen verschiedenen Positionen: Mal trete ich als Lehrende und Seminarleitende auf, mal als Betreuer_in und Prüfer_in von Abschlussarbeiten, mal als Stellvertreter_in in Universitätsgremien (z.B. in meiner Funktion als stellvertretende Gleichstellungsbeauftragte) – dann wieder als (Promotions-)Student_in. Das Navigieren dieser verschiedenen Positionen und der damit verbundenen Hierarchien und Aufgaben ist oftmals sehr spannend und lehrreich, kann mitunter aber auch recht anstrengend sein. Umso wichtiger ist es aus meiner Erfahrung daher, sich in diesem Spannungsverhältnis so zu bewegen, dass die eigene Forschungsarbeit nicht untergeht, auch wenn das Schreiben an einer großen und wichtigen Arbeit, wie es die Promotion im wissenschaftlichen Bereich ist, immer wieder neuen Mut zum Weitermachen und Durchhalten braucht. Auch ist es wichtig, sich selbst voranzutreiben, nicht zu schnell zu verzagen und selbst dann an sich und das eigene Projekt zu glauben, wenn der Weg noch nicht (ganz) klar erscheint. Um diese Zuversicht zu entwickeln und zu (be-)halten, benötigt es finanzielle Ressourcen und strukturelle Rahmenverhältnisse, die es überhaupt zulassen, sich so intensiv einer Arbeit über mehrere Jahre zu widmen. Um ein sowohl auf wissenschaftlicher als auch biographischer Ebene forderndes Projekt wie eine Dissertation realisieren zu können, bedarf es auch und v.a. der Unterstützung anderer Menschen, denn: Niemand schreibt alleine. Mir halfen und helfen v.a. Doktorand_innen-Kolloquien, wertschätzende und inhaltlich weiterführende Rückmeldungen von Betreuer_innen, Tagungen

für Nachwuchswissenschaftler_innen, um die eigene Arbeit vorzustellen und zu diskutieren, empowernde Netzwerke und nicht zu vergessen: (Peer-)Choaching.

Das Schreiben einer Promotion ist auf Raum, Zeit und Entschleunigung für das Entwickeln eigener Gedanken angewiesen. Das Promovieren benötigt auch ein großes Maß an Gelassenheit und Vertrauen in die eigenen Fähigkeiten, dass sich die eigenen Gedanken und Denkschritte entwickeln werden und dass dieser Entwicklung vertraut werden kann. Das Selbstvertrauen in das eigene Vermögen und das Sich-Raum-nehmen-Können ist bekanntermaßen gerade für diejenigen Personen besonders schwer, die sich aufgrund sozialer Ungleichheitsachsen nicht oder erst seit kürzerer Zeit in der akademischen Welt zuhause fühlen (können). Umso wichtiger ist es, diese und andere Widersprüchlichkeiten mit anderen zu reflektieren, sie für die eigene wissenschaftliche Analyse zu nutzen, sie manchmal zumindest (temporär) zu ‚vergessen‘ oder aber zu brechen, um handlungsfähig zu sein und zu bleiben.

Literatur:

Lorde, Audre (1983). There is no hierarchy of oppressions. *Bulletin: Homophobia and Education*, 14 (3/4), 9.

Jennifer Sophia Theodor

Freiberufliche Übersetzung und Lektorat

Nach einem Austauschstudium der Feminist Studies in Santa Cruz, Kalifornien, schloss ich 2013 mein MA-Studium der Gender Studies in Berlin ab. In meiner Abschlussarbeit konzeptualisierte ich die Möglichkeiten meiner Übersetzungen zwischen Kalifornien und Berlin als politische Arbeit. Die für mich prägendsten Lehrenden waren Gülay Çağlar, Grada Kilomba und Urmila Goel in Berlin sowie Felicity Amaya Schaeffer, Martha Kenney und Anjali Arondekar in Kalifornien. Roter Faden war und ist die historische Auseinandersetzung mit der Produktion, Macht und Erzählung von Wissen. Hieraus ergibt sich auch eine inhaltliche Klammer um Wissen(schaft)s-geschichte, Kolonialismus und Text. Übersetzung ist immer auch Wissensproduktion.

Nach dem Studium arbeitete ich zunächst als persönliche Assistentin für das selbstbestimmte Leben einer MS-erkrankten Frau. Die Anstellung sicherte mein Einkommen und schenkte mir wichtige Erfahrungen und Perspektiven auf Welt und mich selbst darin. Nebenberuflich baute ich meine Übersetzungsarbeit aus. Zuvor hatte ich vor allem aktivistische Textarbeit gemacht, zudem gab es eine akademische Übersetzung (Barad: „Diffractionen“, in Bath et al. 2013).

Diese gefiel – die feministische Quantenphysikerin Karen Barad schlug mich als Übersetzerin ihres deutschsprachigen Essaybands dem Berliner Merve Verlag vor (Barad: *Verschränkungen*, 2015). Das Projekt war anspruchsvoll und bot Gelegenheit, die politische Kontextarbeit und Wechselseitigkeit von Übersetzung im Austausch und Interview mit der Autorin in die Tat umzusetzen. Mit Merve verbindet mich seither eine freundschaftliche Kooperation, gerade übersetze ich für den Verlag Donna Haraways *Companion Species Manifesto*. Ein weiteres großes Projekt war Fatima El-Tayeb's *Anders Europäisch – Rassismus, Identität und Widerstand im vereinten Europa* (2015). Politisch wichtig und übersetzerisch besonders war hier, dass die Autorin die Übersetzung selbst lesen und bearbeiten konnte. So trafen wir viele Übersetzungsentscheidungen – und damit diskursive Bezugnahmen – gemeinsam.

Neben den Buchprojekten übersetze und lektoriere ich Essays und andere Textformen. Im Herbst 2014 wagte ich mit Gründungszuschuss den Schritt in die hauptberufliche Selbstständigkeit, lernte, wie das geht und empfinde es immer noch als Herausforderung. Mittlerweile bin ich keine Anfängerin mehr, sondern kenne Abläufe, verhandle Honorare und schlage Projekten Verlage und Verlagen Projekte vor. Es gibt eine rege Vernetzung politisch emanzipativer Übersetzer*innen in Berlin und ich freue mich, daran teilzuhaben.

Übersetzen ist meine Leidenschaft. Wenn ein toller Text auf mich wartet, ruft er mich geradezu an den Schreibtisch. Da Übersetzung leider weitgehend unterbewertete und unterbezahlte (Frauen-)Arbeit ist, ergänze ich mein Einkommen durch Lektorate und andere Textarbeiten (z.B. ÜPFI: *Was ist Leistung? II*, 2016). Meine frühere Idee, einen Verlag neu zu gründen, habe ich vorerst beiseite gelegt. Vor Jahren hatte ich im Rahmen des Mentoring-Programms der Gender Studies hierzu Interviews mit Verlagsmenschen geführt. Ich nutze jedoch meine freie Arbeitssituation, um über die konkrete Textarbeit hinaus an Diskursgestaltung mitzuwirken. Zum Beispiel organisiere ich derzeit mit anderen politisch aktiven Fachleuten die zweite *Berliner Buchmesse Queeres Verlegen* am 26. November 2016 – kommt vorbei.

Laura Stähler

Der Bachelorstudiengang Gender Studies führte mich bereits zu einem frühen Zeitpunkt im Studium ins Ausland, an die University of Sussex (Wintersemester 2008/09). Diesen Schritt kann ich nur empfehlen, er erweitert Perspektiven, den Blick auf die akademische Welt und deren Arbeits- und Organisationsweisen. In Sussex überschneiden sich die Gender-Seminare teils mit denen der Sozial- und

Kulturanthropologie und ich entdeckte meine Vorlieben für medizinanthropologische Fragestellungen. Wegen einem stärkeren Methodenprofil und inhaltlichen Schwerpunktmöglichkeiten entschied ich mich schließlich für den Master in Kulturanthropologie/Europäische Ethnologie an der HU. Vom disziplinären Wechsel erwartete ich mir eine eindeutigere methodische Ausrichtung in qualitativer Sozialforschung, die mir in meinem Bachelorstudium fehlte. Der Master in Europäischer Ethnologie an der HU ermöglichte mir erste Erfahrungen im empirischen Arbeiten in verschiedenen Kontexten und systematischere Einblicke in theoretische Denkschulen. Geschlechterkritische Reflexionen und Texte begleiteten mich nach wie vor im Studium, aber präsentierten sich mir als eine von vielen möglichen Herangehensweisen an eine Gesellschaftsanalyse und zudem stärker eingebettet in die Geschichte der Fachdisziplin Kulturanthropologie.

Seit einem Jahr arbeite ich als wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Raumbezogene Sozialforschung in Erkner. Damit verbunden ist meine Promotion in einem Projekt zum Thema kreativer Gemeindeentwicklung im ländlichen Raum. Ich gehe der Frage nach, wie Bürgerinnen und Bürger in ländlichen Regionen mit innovativen Ansätzen ihre Gemeinde entwickeln, sei es, indem Ladenleerstand mit Kunst wieder belebt wird oder die Energieversorgung im Ort selbst in die Hand genommen wird. Dem zugrunde liegt ein Interesse an sozial-ökologischen Wandlungsprozessen und den Bedingungen von Veränderung. Wie und warum finden sich Menschen zusammen und kollaborieren auf vielfältige Arten und Weisen, um ihre unmittelbare Umwelt hinsichtlich neuer demografischer/sozio-ökonomischer Entwicklungen zu gestalten? Auch wenn ich diese sozialen Aushandlungen nicht speziell mit einem Blick auf Geschlechterverhältnisse betrachte, habe ich durch die Gender Studies eine Sichtweise zur Gewohnheit gemacht, die mich privat wie professionell für die wahrgenommenen Selbstverständlichkeiten des Alltags nachhaltig sensibilisiert hat. Als Folge nehme ich während meiner ethnografischen Forschungsaufenthalte in den Fallgemeinden nicht nur die Menschen vor Ort in ihren sozialen Konstellationen, Machtverhältnissen und Interaktionen als vergeschlechtlicht wahr. Auch meine eigene Rolle als Ethnografin im Feld gerät unter Beobachtung und permanente Reflexion. So erlebe ich immer wieder Momente während des Forschens, in denen ich auch mit eigenen Stereotypen konfrontiert werde, die einer Revision bedürfen. Für den Forschungsprozess bietet diese kritische Wahrnehmungsfähigkeit auf jeden Fall einen Erkenntnisgewinn.

Birgitta Wrede, Ilona Pache

Arbeitstagung der Konferenz der Einrichtungen für Frauen- und Geschlechterstudien im deutschsprachigen Raum (KEG) 2016

Die diesjährige Tagung der Konferenz der Einrichtungen für Frauen- und Geschlechterstudien im deutschsprachigen Raum (KEG) fand vom 11. bis 12. Februar 2016 an der Humboldt-Universität zu Berlin statt. Ausgerichtet wurde die Arbeitstagung vom Zentrum für transdisziplinäre Geschlechterstudien (ZtG). 150 Wissenschaftler_innen aus Deutschland, Österreich und der Schweiz diskutierten aktuelle Entwicklungen in den Gender Studies mit Fachkolleg_innen. Der qualifizierte Erfahrungsaustausch innerhalb des Dachverbandes KEG reflektierte vor allem Formen und Strategien der Institutionalisierung, identifizierte diesbezügliche Fallstricke der Hochschulpolitik und trug dazu bei, Geschlechterforschung als institutionalisierte Wissenschaft weiterzuentwickeln. Dabei wurden schon seit langem in der KEG diskutierte Themen weiterverfolgt, aber auch neue Schwerpunkte in eigenen Arbeitsgruppen erörtert. Die immer aktuellen Fragen auf den Tagungen der KEG beziehen sich auf die wichtigen Strukturen und Institutionen der Gender Studies: die Zentren, die Studiengänge und weitere Institutionalisierungsformen.

Die AG **Zentren als Orte institutioneller Verankerung – Orte aktueller Debatten** hat diesmal den Fokus auf den Austausch mit Zentren aus Österreich und der Schweiz gelegt. Nachdem in 2014 Möglichkeiten und Perspektiven der Verstetigung diskutiert wurden und diese in 2015 mit Blick auf die *Unternehmerische Hochschule* weitergeführt wurden, standen 2016 Fragen von Positionierung und Einbindung in die jeweilige Hochschullandschaft im Zentrum, insbesondere die vielfältigen Anforderungen, die sich aus einem zunehmenden Institutionalisierungsdruck bei gleichzeitiger Erwartung, in wissenschaftspolitische Debatten zu intervenieren und sich im öffentlichen Raum zu positionieren, ergeben. Zentren sind Träger_innen von Studiengängen, Sammlungsorte für Forschende, Lehrende und Studierende und immer wieder auch Expertinnen, wenn es um tagesaktuelle Debatten geht. Damit verknüpft sind Fragen nach dem (sich vielleicht auch verändernden) Selbstverständnis von Zentren, nach Strukturen und Handlungsspielräumen sowie (gemeinsamen) Strategien. In diesem Jahr wurden diese am Beispiel der Zentren in der Schweiz und in Österreich diskutiert.

Die AG **Entwicklung der Gender-Studiengänge** bot wie schon in den Vorjahren Austauschmöglichkeiten über die Erfahrungen und die aktuellen Fragen

etablierter und neu implementierter Gender-Studiengänge. Neben der Bilanzierung der Studien- und Lehrerfahrungen von Gender-Studiengängen unter den Herausforderungen, Widerständen und Chancen des Bologna-Prozesses insgesamt wurden insbesondere Möglichkeiten der konkreten Umsetzung bzw. Gestaltung von Inter- und Transdisziplinarität sowie bezüglich eines Kerncurriculums diskutiert. Dazu gehörten auch Fragen nach den unterscheidbaren Interpretationsmöglichkeiten der Kategorie Gender, die durch die Fachkulturen der beteiligten Disziplinen (Importlehre) in die Studiengänge transportiert wird, und welche Rolle Genderprofessuren (Teil- und Volldenominationen) bei der inhaltlichen Gestaltung der Studiengänge und deren Qualitätssicherung spielen.

In der AG **Gender in der Medizin** wurde anhand dreier interdisziplinärer Schnittstellen, an denen ein Wissenstransfer stattfindet, diskutiert, was an Erkenntnissen aus einzelnen Fachbereichen der Gender Studies in die alltägliche Praxis der Gleichstellungsarbeit in der Hochschulmedizin in unterschiedlichen Bereichen einfließen kann. Das waren: 1. Chancengerechtigkeit und gendergerechte Nachwuchsförderung und Personalentwicklung, 2. gendersensible Forschungsmethoden sowie 3. Gender und Sprache in der Medizin.

Die AG **Gleichstellung und Geschlechterforschung** hat mit ihrer diesjährigen Schwerpunktsetzung **Nachhaltiger Wissenstransfer auf Augenhöhe** an die KEG Tagung von 2015 mit dem Schwerpunkt „Vernetzung, Kooperationen und Konkurrenzen“ angeknüpft. Der Schwerpunkt lag in diesem Jahr auf der Ermittlung der institutionellen Überschneidungen, Abgrenzungen, Kooperationen und Konkurrenzen zwischen Einrichtungen der Frauen- und Geschlechterforschung und der institutionalisierten Gleichstellungsarbeit an den Hochschulen. Trotz wechselseitiger Anerkennung bleibt zu diskutieren, wie das theoretische Genderwissen für die Gleichstellungsarbeit, die oftmals von politischem Pragmatismus gekennzeichnet ist, nützlich gemacht werden kann, ohne der Gefahr der Vereinfachung durch Komplexitätsreduktion zu erliegen. Im Mittelpunkt stand daher die Frage, wie Räume für die Weiterbildung um Genderwissen in der Gleichstellungsarbeit aussehen und im Arbeitsalltag institutionalisiert werden könnten. Diskutiert wurden Formen der Zusammenarbeit, die einerseits eine nachhaltige Kommunikation zwischen den Bereichen ermöglichen und die andererseits ein produktives Mit- und Nebeneinander in den Blick nehmen, das auch als politische Strategie zur Positionierung gegenüber Ministerien und Präsidien genutzt werden kann, um sich wechselseitig zu stärken und im Sinne einer gemeinsamen Agenda zu agieren.

Die AG **Gleichstellungspolitik und Gender Studies an Kunsthochschulen und -universitäten** hat sich in diesem Jahr mit Berufungen als einem wesentlichen

Element der Gestaltung von Universitäten beschäftigt. Einerseits wirken sich Berufungen auf das Geschlechterverhältnis aus, andererseits wird mit ihnen die jeweilige Fachkultur inhaltlich geprägt. In Berufungsverfahren treffen Theorie und Praxis von Gleichstellungspolitik und Gender Studies aufeinander. Diese Thematik wurde in einem Round Table von Gleichstellungspraktiker_innen und Genderforscher_innen diskutiert. Es wurden sowohl Erfahrungen ausgetauscht als auch hochschulpolitische Rahmenbedingungen und theoretische Ansätze länderübergreifend besprochen. Zentral waren dabei Fragen nach praktischen Ansatzpunkten für Gender Studies und Gleichstellungspolitik rund um Berufungsverfahren (Fachkulturen und Gender Studies, Entwicklungs- und Stellenpläne, Berufungskommissionen und ihre Zusammensetzung, aktive Suche nach Kandidatinnen, etc.).

Die AG **„Good Diversity“ für Hochschulen** fokussierte konzeptionelle Überlegungen zu „Diversity“ als gleichstellungspolitischer Strategie. Ausgangspunkt waren die zunehmenden institutionellen Verankerungen von „Diversity“ in Prorektoraten, Stabs- und Koordinationsstellen sowie das Aufgreifen der Begriffe „Diversity“, „Heterogenität“ und „Vielfalt“ in wissenschaftspolitischen Papieren. Dieses Interesse lässt sich zum einen auf die zunehmende Wettbewerbsorientierung der Hochschulen und die Orientierung an betriebswirtschaftlichen Instrumenten in der Hochschulsteuerung, zum anderen auf Entwicklungen im Bereich der Gleichstellungspolitik sowie des Antidiskriminierungsrechtes zurückführen. Die AG fokussierte auf die Diskussion der gleichstellungspolitischen Fachöffentlichkeit, die diesen Prozess kritisch begleitet und die Möglichkeiten (und Grenzen) einer herrschaftskritischen Besetzung und Aneignung des Diversity-Begriffes auslotet. Kontext war ein anwendungsorientiertes Projekt, in dessen Rahmen das Potential von „Diversity“ für die feministisch orientierte Gleichstellungsarbeit in Hochschulen erschlossen und Qualitätsstandards für die Umsetzung entwickelt werden sollen.

In der AG **Genderwissen sichtbar machen und finden** wurde zunächst die Bedeutung der Verschlagwortungsarbeit für das Suchen und Auffinden von Ressourcen der Gender Studies diskutiert. Insbesondere mit Blick auf Repositorien und Anforderungen von Verlagen, Zeitschriften sowie Open Access-Publikationen kommt dieser Tätigkeit eine immer aktivere Rolle zu. Deutlich wurde, was Zusammenschlüsse der Genderbibliotheken auf diesem Gebiet leisten und wie diese Zusammenarbeit für das „discipline building“ einer inter- und transdisziplinären Fachrichtung genutzt werden kann. Zudem wurde aufgezeigt, wie mit diesem Genderwissen in traditionelle Bibliothekssysteme interveniert werden kann. Im Anschluss wurde die Beta-Version des neuen META-Kataloges des i.d.a.-Dachverbandes vorgestellt und gezeigt, wie dieses

neue Instrument für Lehre und Forschung in den Gender Studies genutzt werden kann.

Ausgangspunkt der Diskussionen der AG **Berufsperspektiven in/mit den Gender Studies** waren die zunehmenden Studierenden- und Absolvierendenzahlen, die als Erfolg der Gender Studies verstanden werden können. Offen bleibt, welche Perspektiven und Tätigkeitsfelder sich für die Absolvierenden eröffnen, welche Berufslaufbahnen sich sowohl im Bereich der Forschung, des Wissenschaftsmanagements als auch in der Praxis, bspw. in Gleichstellungseinrichtungen, ergeben. Diese Fragen wurden sowohl auf der individuellen Ebene als auch auf einer politischen diskutiert, also in Bezug auf sich eröffnende innovative Berufsperspektiven und die Frage, wie geschlechtertheoretische Erkenntnisse zu einer emanzipatorischen Transformation gesellschaftlicher Verhältnisse beitragen können. Im Rahmen eines Erfahrungsaustauschs wurden Herausforderungen und Stolpersteine diskutiert und anhand von best-practice Beispielen analysiert.

Die AG **Grundlagen für gute Lehre und Antidiskriminierung in den Gender Studies** hat sich gebildet, weil in Lehrveranstaltungen der Gender Studies bei der Thematisierung von Diskriminierungsverhältnissen wie zum Beispiel Rassismus die Aktivierung von Diskriminierungsdynamiken beobachtet werden kann. Im Unterschied zu anderen Bildungssettings, in denen ähnliche Phänomene beobachtet werden können, jedoch das wissenschaftliche Selbstverständnis weniger deutlich diskriminierungskritisch ausgerichtet ist, sind solche Erfahrungen für Studierende und Lehrende der Gender Studies besonders gravierend. Hier setzt die AG Toolbox an der Humboldt-Universität an: Sie arbeitet für lehrende und studierende Personen mit verschiedenen disziplinären Hintergründen, Wissensständen und Positionierungen eine nicht normative Handreichung zu „Grundlagen guter Lehre und Antidiskriminierungskritik in den Gender Studies“. Die AG hat erste Ergebnisse vorgestellt und einen Austausch zu den vier Spannungsfeldern Metadiskurs, Logiken – Rahmen – Institutionen, Gestaltung der Lehr- und Lernräume sowie Epistemologische Dilemmata angeregt. Ziel der AG ist ein Beitrag, um den komplexen Lernraum Gender Studies so weiterzuentwickeln, dass beide Ziele, gute Lehre und Diskriminierungskritik, gegenseitige Bestärkung finden.

Die nächste Tagung der KEG wird vom 27. bis 28.09.2017 in Köln stattfinden im Vorfeld der ersten gemeinsamen Tagung der Fachgesellschaft Geschlechterstudien e.V. (Deutschland), der Österreichischen Gesellschaft für Geschlechterforschung, ÖGGF, und der Schweizer Gesellschaft für Geschlechterforschung, SGGF. **Initiativen zur Ausgestaltung von AGs sind jederzeit herzlich willkommen.** Bitte beachten Sie auch den Call, der Sie über die üblichen Verteiler

erreichen und auf der Seite der KEG im Netz zu finden sein wird. Wir freuen uns auf eine rege und vielseitige Beteiligung.

Die Sprecher_innen der KEG:

Dr. Birgitta Wrede (Interdisziplinäres Zentrum für Frauen- und Geschlechterforschung [IFF], Universität Bielefeld), birgitta.wrede@uni-bielefeld.de

Dr. Ilona Pache (Zentrum für transdisziplinäre Geschlechterstudien [ZtG], Humboldt-Universität zu Berlin), ilona.pache@gender.hu-berlin.de

Dr. Michèle Amacker (Interdisziplinäres Zentrum für Geschlechterforschung, Universität Bern), michele.amacker@izfg.unibe.ch

Dr. Andrea Ellmeier (Universität für Musik und bildende Kunst und Musik, Wien), ellmeier-a@mdw.ac.at

KEG im Internet: <http://www.genderkonferenz.eu>

Hier gibt es unter Kontakt die Möglichkeit, sich in die Mailingliste der KEG einzutragen. Informationen können über die Mailingliste von dort aus auch von Eingetragenen verteilt werden.

Anne Potjans

ZtG-Kolloquium „Heterogene Vorstellungswelten: die didaktischen Imaginationen pluralistischer Gesellschaften“

Das wissenschaftliche Kolloquium, organisiert von Maisha M. Eggers (HU Berlin/HS Magdeburg-Stendal), Beatrice Hungerland (HS Magdeburg-Stendal) und Asiye Kaya (HS Magdeburg-Stendal), befasste sich mit dem Stand der Pluralisierungs- und Zukunftsfähigkeit von Schulbuchmaterialien (SBM). Im Fokus stand dabei die Fragestellung, welches Gesellschaftsbild – und somit welches didaktische „Wir“ – derzeit in SBM vermittelt wird. Wie von Ilona Pache (ZtG) im Grußwort herausgestellt, erfolgt der Umgang mit gesellschaftlicher Pluralisierung und Diversity in SBM derzeit noch vorwiegend un- oder nur teilkritisch. Ziel der Tagung war es also, mit Rückgriff auf intersektionelle Gesellschaftsperspektiven die soziale Konstruiertheit und Normativität des derzeit vermittelten Schulwissens herauszuarbeiten.

Dazu stellte Melanie Bittner (FU Berlin) in Ihrem Keynote-Vortrag die Analyse von Schulbuchmaterialien als Gegenstand akademischer Forschung vor und

verdeutlichte die gesellschaftliche Relevanz, den diskursschaffenden Charakter und auch die politische Dimension dieser Textgattung. Generell lässt sich sagen, dass sich die Art und Weise, Häufigkeit und Intensität, mit der sich SBM Diversity-Themen widmen, nach Schulfach und dessen interessenspolitischer Orientierung richtet. In Hinblick auf die Darstellung von *Gender* und sexueller Identität in Englischbüchern zeigte Bittner, dass die Darstellung von Männern und Frauen meist ausgeglichen erscheint, Gender-Identität aber weiterhin binär verhandelt wird. Zudem folgt die Abbildung von Familie und Partnerschaft noch immer heteronormativen Mustern, auch werden die Intersektionen von Geschlecht, Sexualität, sozialer Klasse oder ‚race‘/ethnischer Diversität nicht thematisiert. Bittner schlägt daher einen kritischen Umgang mit SBM vor, der vor allem auch die sehr engmaschigen und unbeugsamen Produktionsmechanismen dieser Materialien in den Blick nimmt. Zudem kritisierte Bittner die fehlende oder nur teilweise vorhandene Sensibilisierung der Lehrkräfte für den Umgang mit struktureller Ausgrenzung. In ihrem Kommentar zum Keynote-Vortrag stellte Maisha M. Eggers heraus, dass Melanie Bittner somit für die Tagung immanent wichtige Gedanken hinsichtlich der Wechselwirkung zwischen Schulbuchmaterialien, sozialer Realität, und gesellschaftlicher Pluralisierung formulierte.

Anschließend ging es im Methodenpanel um die Verbindung von Text und Bildmaterial in SBM. Asiye Kaya machte in ihrem einleitenden Kommentar deutlich, dass das Thema Migration im deutschen Bildungssystem nicht ausreichend oder nur innerhalb normativer Strukturen verhandelt wird. Somit wird ein Bild von Deutschsein Vermittelt, dass die Lebensrealitäten von Menschen mit Migrationshintergrund oder *People of Color* unsichtbar macht. Julia Benner (HU Berlin) und Heike Kanter (Berlin/Lüneburg) kritisierten dies ebenfalls, indem sie sich in ihren Vorträgen mit der Verhandlung und Darstellung von Diversity in Kinder- und Jugendliteratur (KJL) bzw. Unterrichtsmaterialien beschäftigten. Julia Benner stellte in ihrem literaturwissenschaftlichen Beitrag einen Methodenkatalog vor, durch den KJL als Handlungs- und Symbolsystem sichtbar wird. Durch die Methode des *contrapuntal reading* kann die Darstellung marginalisierter Charaktere innerhalb bestimmter Machtstrukturen sichtbar gemacht werden.

Heike Kanter zeigte die Machtstrukturen, die Einfluss auf die Produktion und Rezeption von Bildmaterial nehmen. Demnach sind Bildbetrachtung und die dadurch ausgelösten Denk- und Reflexionsprozesse als habituell und sozial konstruiert zu verstehen. Innerhalb der Produktion von SBM wird die Suggestivkraft von Bildern durch die Auswahl des verwendeten Bildmaterials unterstützt: Das, was zur Abbildung ausgewählt wird, trägt zur Konstruktion von Wirklichkeit bei.

Petra Lucht (TU Berlin) stellte am Ende des Panels heraus, dass beide Vorträge methodologische Zugänge zum kritischen Umgang mit normativen Wahrnehmungsstrukturen bieten. In der anschließenden Diskussion ging es hauptsächlich darum, auch die Rolle der Rezipient*Innen methodologisch einzubeziehen, sodass sie ebenfalls als Agent*Innen von Pluralisierung sichtbar werden.

Im interaktiven Teil des Kolloquiums, dem „Future Café“, wurde an drei verschiedenen Thementischen das Potential von Didaktik als Pluralisierungspraxis untersucht. An allen drei Tischen wurde herausgestellt, dass diskriminierungsfreie Bildung die Sensibilisierung von Lehrer*Innen in Hinblick auf strukturelle Diskriminierung voraussetzt, die an Schüler*Innen weitergegeben werden muss.

Gendergerechte Didaktik:

Hanna ALTaher (HU Berlin), Josephine Apraku (Institut für diskriminierungsfreie Bildung), Mandana Nazeri (HU Berlin), Jule Bönkost (Institut für diskriminierungsfreie Bildung)

- Eine Gendergerechte Didaktik würde voraussetzen, dass im Schulunterricht und in den entsprechenden Lehrmaterialien Gendergerechte Sprache verwendet wird und das Recht auf Selbstbenennung und -definition besteht. Die Dezentralisierung der Lehre, indem z.B. Kooperationen von Schulen mit externen aktivistischen/bildungspolitischen Organisationen verstärkt stattfinden, könnte dazu beitragen, die Transferleistung zwischen Schulbildung und der Alltagsrelevanz des Erlernten zu vereinfachen. Zudem könnte der Umgang mit struktureller Diskriminierung aus verschiedenen Perspektiven thematisiert werden.

Rassismuskritische Didaktik:

Saraya Gomis (EOTO, Each One/Teach One e.V. Berlin), Sharon Dodua Otoo (RAA Berlin)

- Da der Begriff ‚Didaktik‘ eurozentrisch geprägt ist, wurde an diesem Tisch der Begriff „Bildung“ bevorzugt. Das kritische Problematisieren dieses Didaktik-Begriffs zeigt, dass rassismuskritische Bildung nur unter Einbeziehung dekolonialer Unterrichtspraxen erfolgen kann. Allerdings wurde auch deutlich, dass das Wissen über strukturelle Diskriminierung hauptsächlich innerhalb des akademischen Kontextes zirkuliert. Der Transfer zwischen wissenschaftlichem Jargon und Alltagssprache müsste daher verstärkt werden, sodass dieses Wissen zugänglicher wird und der Kreis der Expert*Innen erweitert werden kann.

Adultismus reflektierende Didaktik:

Katja Kinder (RAA Berlin), Nuran Yiğit (KiDs, Kinder vor Diskriminierung schützen! Fachstelle Kinderwelten ISTA), Asiye Kaya (HS Magdeburg-Stendal)

- Ein kritischer Umgang mit Adultismus gründet auf der Prämisse, dass die sozialen Rollen von Kindern und Erwachsenen innerhalb einer generationalen, hierarchischen Ordnung sozial konstruiert sind und in Abhängigkeit zueinander funktionieren. Auf diese Weise nehmen Erwachsene Schutz-, Vorbild-, und Bildungsfunktionen Kindern gegenüber ein. Daraus leitet sich oftmals ein Überlegenheitsanspruch ab, sodass Kindern nur ein eingeschränkter Reflexions- und Handlungsrahmen zur Verfügung steht. Ein kritischer Umgang mit diesem Machtverhältnis würde demokratischere und partizipativere Lernformen fördern und Schüler*Innen als Akteur*Innen der Wissensproduktion stärker in den Blick nehmen.

In der anschließenden Podiumsdiskussion, die von Beatrice Hungerland moderiert wurde, ging es um die Pluralitätsfähigkeit von Didaktik und SBM. Die Mitdiskutierenden Saraya Gomis (EOTO, Each One/Teach One e.V. Berlin), Peggy Piesche (Academy of Advanced African Studies, Uni Bayreuth), Inga Niehaus (Georg-Eckert Institut für Schulbuchforschung, Braunschweig) und Detlef Pech (HU Berlin) stellten verschiedene Zugänge zu diskriminierungskritischer Lehre vor. Es wurde deutlich, dass neben Schulbüchern auch heute schon häufig andere Lehrmaterialien im Unterricht eingesetzt werden. Diese Materialien bilden Pluralisierungstendenzen meist zeitgemäßer ab und vereinfachen somit die Einbindung von Schüler*Innen in die Lehr- und Lernprozesse. Abgesehen von einer solchen Veränderung der Unterrichtskultur ist es aber dennoch wichtig, dass Lehrende jedwedes Material reflektiert und kritisch betrachten und die darin enthaltenen Botschaften entziffern können. Letzteres war auch Thema bei der kritischen Diskussion über das Projekt „Kratzeis“, das Teil der erziehungswissenschaftlichen Lehrer*Innen-Ausbildung an der HU ist und auf den Reflexionsprozess seitens der Lehrenden abzielt. In der Diskussion ging es hauptsächlich um die Frage, wann der Reflexionsprozess der Lehrenden einsetzen muss, um Schüler*Innen vor struktureller/epistemischer Gewalt zu schützen. Daraus ergab sich, dass dies nur möglich ist, wenn die Lehrenden bereits vor dem Kontakt mit Schüler*Innen lernen, ihre eigene gesellschaftliche Position samt Diskriminierungsrisiken zu reflektieren.

Das Kolloquium zeigte, dass SBM zur Herstellung und Reproduktion von sozialen Ausschlüssen beitragen. Nutzer*Innen und Produzent*Innen sind daher aufgefordert, an dieser Stelle subversiv entgegen zu wirken. Trotz vorhandener Pluralisierungstendenzen ist die Möglichkeit, sich mit der in SBM

abgebildeten ‚Wirklichkeit‘ identifizieren zu können, derzeit als gesellschaftliches Privileg zu verstehen.

Vanessa Schmidt, Meike Brückner

HORTINLEA Konferenz: „Multiple Dimensions of Food Sovereignty“

Feministische Perspektiven auf Ernährungssouveränität

Die Konferenz „Multiple Dimensions of Food Sovereignty“ wurde am 23. und 24. Juni 2016 vom Fachgebiet Gender und Globalisierung am ADT-Institut für Agrar- und Gartenbauwissenschaften der Lebenswissenschaftlichen Fakultät der HU Berlin ausgerichtet. Im Mittelpunkt der Konferenz standen die Produktion und Vermarktung sowie der Konsum von indigenem Blattgemüse in Kenia. Zentral war die Frage, inwieweit diese zu Ernährungssouveränität und zur Armutsbekämpfung in Ostafrika beitragen können. Ziel der Konferenz war es, eine kritische Diskussion über lokale Praktiken der Produktion und des Konsums aus feministischen Perspektiven zu führen und mit dem Konzept der Ernährungssouveränität zu verknüpfen.

HORTINLEA¹⁰ ist ein internationales Verbundprojekt, welches vom BMBF gefördert wird. Im Projekt arbeiten Universitäten und außeruniversitäre Forschungseinrichtungen aus Kenia, Tansania und Deutschland gemeinsam; der Großteil der Fördergelder geht an etwa 30 kenianische Doktorandinnen und Doktoranden.

Der globale, an Gewinn und Export orientierte Handel mit Nahrungsmitteln, die intensive Landwirtschaft und veränderte Konsumgewohnheiten haben Ernährungsunsicherheit und Mangelernährung in Kenia verstärkt. Einheimisches Blattgemüse wird dort zurzeit als Nahrungsgrundlage wiederentdeckt, da es nachhaltigere Möglichkeiten der Nahrungsproduktion und des Nahrungsmittelkonsums bietet als die mit der Kolonisierung eingeführten Nahrungspflanzen. Uns interessieren dabei die Gender-Dynamiken, die mit der Vermarktlichung dieser Gemüsesorten einhergehen.

Eröffnet wurde die Konferenz von der Leiterin des ausrichtenden Fachgebiets Gender und Globalisierung Prof. Christine Bauhardt und der Projektleiterin Prof.

¹⁰ Horticultural Innovation and Learning for Improved Nutrition and Livelihood in East Africa.

Gülay Çağlar. Anschließend erörterte Prof. Gülay Çağlar (Freie-Universität Berlin) in ihrem Vortrag *How does HORTINLEA Relate to Questions of Food Sovereignty?*, warum es für das Projekt HORTINLEA von Bedeutung ist, eine feministische Perspektive der Ernährungssouveränität einzubringen. Ausgehend von dem eher markt- und produktionsorientierten Konzept der Ernährungssicherheit plädierte Çağlar am Beispiel der AIVs (African Indigenous Vegetables) für eine Diskussion um Ernährungssouveränität, die das Recht auf gute Nahrung als Ausgangspunkt nimmt, somit Machtverhältnisse und soziale Normen ins Blickfeld rückt, um beispielsweise geschlechtsspezifischen Ressourcenzugang und -kontrolle offenzulegen oder auch Sorge- und Fürsorgearbeit in der Debatte zu berücksichtigen. Im anschließenden Beitrag gab Prof. Hannah Wittman (University of British Columbia) in ihrem Vortrag *From Protest to Policy: The Challenge of Institutionalizing Food Sovereignty* eine Einführung in das Konzept der Ernährungssouveränität, stellte Instrumente und Entwicklungen am Beispiel Kanadas, Brasiliens und Ecuadors vor und fragte nach dem transformativen Potenzial der Bewegung. Dabei betonte sie, dass es nicht zwingend um eine völlige landwirtschaftliche Selbstversorgung oder um die Abschaffung des Handels per se geht, viel eher müsse beides auf eine faire und selbstbestimmte Art und Weise organisiert sein.

Am Nachmittag präsentierte Alexandra Kelbert, M.A. (Institute of Development Studies, UK) in ihrem Vortrag *Life in a Time of Food Price Volatility – A Case Study from Kenya* Ergebnisse aus einer Studie, die über vier Jahre in zehn verschiedenen Ländern durchgeführt wurde. Die Ergebnisse zeigten, dass bei Preisinstabilität vor allem für Frauen der Druck steigt, mehr Geld zu verdienen und in mehreren Jobs zu arbeiten, die gegenseitige Unterstützung oder die Produktion von Lebensmitteln für den Haushaltsgebrauch aber sinken. Neben den steigenden Kosten für Wasser, Transport und Wohnen führen die Preisschwankungen im Ernährungssektor dazu, dass die Befragten ihre Ernährungsgewohnheiten umstellen mussten, weniger qualitätsvolle Nahrung zu sich nahmen und weniger aßen.

In dem letzten Vortrag des Tages *Domestic Value Chains and Innovation in Kenya: Reflections from a Gender Perspective* argumentierte Dr. Anne Kingiri (African Center for Technology Studies, Kenia), dass bisher wenige empirische Forschungen zu Wertschöpfungsketten, Fokus des HORTINLEA-Verbundes, eine Perspektive der integrativen sozialen Innovation eingenommen hätten. Außerdem liege eine Forschungslücke bei der Betrachtung von AIV-Wertschöpfungsketten aus Genderperspektive vor, die durch HORTINLEA geschlossen werden müsse.

Der zweite Tag startete mit einem Vortrag von Emma Oketch, M.A. and Ruth Githiga, M.A. (African Center for Technology Studies, Kenia) mit dem Thema *The Role of Women in Contributing to Food Sovereignty: The Case of African Indigenous Vegetables in Kenya*. Sie verknüpften die Diskussion um Ernährungssouveränität mit der Situation in Kenia und gingen dabei insbesondere auf Fragen des Zugangs und der Kontrolle zu Land, Technik oder anderen Ressourcen ein. Ergebnisse ihrer Feldforschung zeigen, dass Frauen nur limitierten Zugang zu Land haben und die Kommerzialisierung des indigenen Blattgemüses die Situation erschwert: Da sich die AIVs zu einem *cash crop* entwickeln, werden Männer auf das Potenzial des Gemüses aufmerksam und drängen auf den Markt. Die Frauen entwickeln jedoch Strategien mit dieser Situation umzugehen und ihre Lebenssituation zu verbessern, beispielsweise indem sie sich zu Produzentinnengruppen vereinen oder die AIVs trocknen, um auch während der Trockenzeit eine Einnahmequelle zu haben.

Meike Brückner, M.A (Humboldt-Universität zu Berlin) und Anne Aswani, M.A. (African Center of Technology Studies, Kenia) analysierten in ihrem Vortrag *Redefining Indigenous Food: Local Perspectives on AIV Consumption in Kenya* lokal verankerte Ernährungspraktiken des afrikanischen Blattgemüses. Dabei stellten sie zuerst Bezüge zum Konzept der Ernährungssouveränität her und kritisierten, dass die bisherige Ausrichtung sich eher auf der Produktionsebene als auf der des Konsums bewegt. Sie verdeutlichten, dass Ernährungspraktiken nur kontextbezogen verstanden werden können, da sie in unterschiedliche Wissens-, Öko-, Wirtschafts- und Sozialsysteme eingebunden sind. Vor allem sind Ernährungspraktiken auf der Haushaltsebene durch Geschlechterarrangements und -normen geprägt, die dazu führen, dass insbesondere Frauen in den Städten unter Zeitdruck geraten, da sie produktive und reproduktive Arbeit kombinieren müssen. Trotzdem sei im urbanen Raum ein langsames Aufbrechen der geschlechtlichen Arbeitsteilung zu beobachten: Männer interessieren sich vermehrt für die Zubereitung von Essen und übernehmen stellenweise Ernährungsarbeit im Alltag.

Am Nachmittag stellten Dr. Wiebke Crewett and Sarah Beyer, B.A., (Humboldt-Universität zu Berlin) in ihrem Vortrag *An Institutional Perspective on the Role of Women's Collective Action for Value Chain Participation. A Study Conducted in the Peri-Urban Area of Nakuru, Kenya* die Ergebnisse ihrer Feldforschung vor. Eingangs wurde in die Institutionenanalyse und deren Stellenwert für Wertschöpfungsketten von AIVs eingeführt. Weiter wurden Resultate der Masterarbeit von Sarah Beyer diskutiert, die sich mit ‚Collective Action‘ anhand von Frauen-Selbsthilfegruppen in Nakuru und deren Bedeutung für Subsistenzlandwirtschaft, Ernährungssicherung und Geschlechtergerechtigkeit auseinandersetzt.

Der Vortrag von Dr. Lusike Wasilwa (Kenya Agricultural and Livestock Research Organization – KALRO, Kenia) *Utilizing Local Diversity to Promote Value Chains of Indigenous Vegetables: Gendered Effects of Value Chain Upgrading in Kenya* bildete den Abschluss der Konferenz. Sie hob die Bedeutung des indigenen Blattgemüses für Ernährungssicherung in Kenia hervor und zeigte insbesondere politische Bemühungen der letzten Jahre auf, die das Blattgemüse wieder ins Sichtfeld von Bäuerinnen und Bauern sowie Konsumentinnen und Konsumenten rückten. Wasilwa verwies auf das Problem der Verfügbarkeit des AIV-Saatgutes bzw. des Wissensverlustes um die Gewinnung von Saatgut, zentrale Elemente für Ernährungssouveränität und Autonomie. Abschließend wurde kritisch diskutiert, inwieweit ein aufgrund der zunehmenden Nachfrage nach AIVs steigendes Einkommen wirklich eine Verbesserung der Lebenssituation von Frauen herbeiführt. Insgesamt hat die Konferenz verdeutlicht, dass es dringend geboten ist, einen Perspektivwechsel in der Agrarforschung und -politik hin zur Debatte um Ernährungssouveränität einzunehmen, um das Recht auf gute Nahrung (smittelproduktion) ins Blickfeld zu rücken. Die Konferenz schloss die erste Projektlaufphase HORTINLEAs ab und bot in diesem Sinne eine gute Möglichkeit, Anregungen für die abschließende Projektlaufzeit mitzunehmen.

Ida Lübben

ZtG-Kolloquium „Getting our Hands Dirty: Critical Engagements with Data in the Life Sciences“

Sich die Hände schmutzig zu machen – was genau ist damit gemeint und inwiefern hat dies mit Daten in den Lebenswissenschaften zu tun? Der Titel des ZtG-Kolloquiums am 08. Juli 2016 spielt auf die in vielen wissenschaftlichen Disziplinen implizite Unterscheidung zwischen „schmutzigen“ und „reinen“ Daten an. Denn was als verunreinigt und was als sauber betrachtet wird, d.h. die Entscheidung darüber, welche Materie an welchen Ort gehört, ist zutiefst politisch. Und welche Daten (sorten) – ob etwa quantitativ, qualitativ, linguistisch oder visuell – als valide gelten, variiert je nach Disziplin stark. Damit war es das Ziel des Kolloquiums, im Austausch zwischen verschiedenen lebenswissenschaftlichen Disziplinen ein tieferes Verständnis von der Bedeutung, Nutzung und Wirkung wissenschaftlicher Daten zu gewinnen. Das Themenspektrum der Vorträge war breit: Von Neurowissenschaften über Gesundheitsforschung bis hin zu Transplantationsmedizin wurden Einblicke in vielfältige Forschungsfelder gegeben. Beleuchtet wurden dabei u.a. Fragen nach der Agency von Materie,

nicht-menschlichen Akteur_innen, der Naturalisierung von Daten, sowie der Wechselwirkung von Körper und Diskurs.

Die Organisatorinnen Sofia Varino, Lotta Fiedel, Kerstin Palm und Lisa Malich wollten damit den Dialog zwischen natur- und geisteswissenschaftlichen Wissensformen vorantreiben.

Nicht-menschliche Agency

Den Auftakt machte Sofia Varino, derzeit Guest Researcher am ZtG, mit ihrem Vortrag über Zöliakie, eine Unverträglichkeit gegenüber dem Getreidebestandteil Gluten. In ihrer Dissertation untersucht Varino Gluten als *Assemblage* von wirtschaftlichen, politischen, kulturellen und medizinischen Bedeutungen, um die Entstehung bzw. soziale Konstruktion von Zöliakie – als konsistentes und kohärentes Krankheitsbild – erklären zu können. Einen besonderen Fokus legt sie dabei auf die Uneindeutigkeit und die Unsicherheit, die wissenschaftliche Erkenntnis häufig begleiten und die letztendlich das Postulat von Logik und Rationalität infrage stellen. Ausgehend von der Idee, dass es keine eindeutige Trennung zwischen Organismus und Umwelt gibt, betonte Varino die *Agency* von Gluten als Co-Produzent von Wissen.

Um Posthumanismus und die Agency nicht-menschlicher Akteur_innen ging es auch im Vortrag von Magdalena Górska (Linköping University). Sie stellte einen Auszug aus ihrer Dissertation „Breathing Matters“ vor, in der sie sich unter anderem mit den intersektionalen Machtverhältnissen in Bezug auf posthumanistische Umweltgerechtigkeit beschäftigt hat. Als Beispiel für eine non-anthropozentrische Darstellung von Umweltfolgen analysierte Górska die Poster-Grafik „The True Cost of Coal“, das die ökologische Bedeutung von Kohlebergwerken in den Appalachen kritisch beleuchtet. Anders als viele herkömmliche mediale Darstellungen bezieht das Poster ausdrücklich nicht-menschliche Akteur_innen mit ein, ohne die Tiere und Pflanzen einfach *anstelle* von Menschen zu setzen; stattdessen betont es die spezifische Agency dieser Lebewesen. Die Frage nach einem impliziten Anthropozentrismus im Posthumanismus, die Pat Treusch (TU Berlin) in ihrer Antwort auf den Vortrag aufgeworfen hatte, blieb allerdings offen: Können Tiere als Akteur_innen im ethischen Sinn aufgefasst werden? Wenn nicht-menschliche Lebewesen über Agency verfügen, inwiefern tragen sie dann auch Verantwortung?

Geschlecht als übersehener Einflussfaktor

Ein häufiger Kritikpunkt an quantitativer Forschung ist die (fehlende) Operationalisierung und Messung von Geschlecht (*gender* und/oder *sex*): Problematisch ist hier nämlich nicht nur, dass der Einfluss des Geschlechts in manchen Forschungsfeldern ganz unsichtbar bleibt, da dieses erst gar nicht erhoben wird;

auch die klassische binäre Geschlechtervariable ist – sofern sie genutzt wird – in vielerlei Hinsicht unzureichend.

Lotta Fiedel vom Forschungsnetzwerk Geschlecht – Umwelt – Gesundheit (GeUmGe-Net) kritisierte, dass die Kategorie Geschlecht auch in der Gesundheitsforschung keine systematische und fundierte Berücksichtigung findet; häufig wird zudem die binäre Geschlechterordnung durch dichotome Items reproduziert. Das Projekt GeUmGe-Net zielt daher darauf ab, die Geschlechterperspektive in die Gesundheitsforschung, insbesondere die umweltmedizinische Forschung, zu integrieren. Umweltmedizinische Forschung beschäftigt sich in erster Linie mit den Gesundheitsrisiken von bestimmten chemischen Substanzen und gibt auf dieser Basis Empfehlungen für gesetzliche Regulierungen. Durch Einbeziehung von intersektionalen und Gender-Perspektiven kann in diesem Zusammenhang beispielsweise sichtbar gemacht werden, wie bestimmte Bevölkerungsgruppen systematisch stärkeren Dosen von bestimmten Substanzen ausgesetzt werden als andere. Als Beispiel nannte Fiedel Phtalate, eine in Shampoos enthaltene Chemikaliensorte, mit der insbesondere Frisör_innen häufig in Kontakt kommen. Dieser Berufszweig ist stark geschlechtlich und schichtspezifisch segregiert, sodass deutlich wird, dass Phtalate in diesem Fall auf eine bestimmte marginalisierte Bevölkerungsgruppe stärker einwirken als auf die Gesamtbevölkerung. Fiedel rief daher dazu auf, den Fokus quantitativer Forschung auf eine strukturelle Dimension zu lenken, den Blick also von der individuellen Ebene zu lösen und systematisch Geschlechter- und Arbeitsregime in die Analyse einzubeziehen. Ihre Ausführungen zeigten klar, dass sowohl die Gesundheitsforschung als auch die Gender Studies von diesem Ansatz profitieren können: Für erstere ermöglicht es die Verbesserung der Datenqualität, für letztere stellt es eine Möglichkeit dar, Theorien empirisch anzuwenden und zukünftige Forschungsfragen zu identifizieren, wie auch Bettina Bock von Wülfringen (HU Berlin) in ihrer Response deutlich machte.

Wechselwirkung von Körper und Gesellschaft

Kausale Zusammenhänge und konzeptionelle Unterscheidungen sind selten so eindeutig, wie sie in der Forschung häufig unterstellt werden. Stattdessen herrscht ein kompliziertes Geflecht von Wechselwirkungen und Rückkopplungen zwischen dem (vergeschlechtlichten) Körper und der Gesellschaft, das sich auch in Phänomenen äußern kann, die traditionell eher nicht aus geisteswissenschaftlicher Perspektive beleuchtet, sondern eher biologisch-medizinisch verstanden wurden. Dies zeigen die im Folgenden vorgestellten Beiträge von Victoria Pitts-Taylor (Wesleyan University) und Margrit Schildrick (Linköping University).

Das Hormon Oxytocin steht seit Langem im Fokus der Bindungsforschung: Es wird immer wieder herangezogen, um die „Natürlichkeit“ von Heterosexualität

und Monogamie zu belegen, und dient damit auch der biologischen Rechtfertigung von heteronormativen Gesellschaftsstrukturen. Unter Rückgriff auf das Konzept des *affective kinship* weist Pitts-Taylor auf problematische Vorannahmen und Leerstellen der gegenwärtigen Oxytocin-Forschung hin und erforscht die Möglichkeiten queerer Verwandtschaftskonzepte. Im Zentrum steht dabei die Frage, wie *biologische* Verwandtschaft jenseits von Heteronormativität aussehen kann. Oxytocin wird potenziell dann ausgestoßen, wenn Nähe zwischen zwei Körpern besteht, und stärkt deren gegenseitige Bindung. Diese physiologische Komponente bleibt nicht nur heterosexuellen, monogamen Beziehungen vorbehalten, sondern ist offen für alle zwischenmenschlichen Kontakte. Der gleichzeitige Ausstoß von Oxytocin kann als eine Art *Verkörperung* von Beziehungen verstanden werden, die zeigt, dass „biologische Verwandtschaft“ nicht unbedingt „genetische Verwandtschaft“ bedeuten muss, sondern dass eine gewisse körperliche Synchronizität bei allen menschlichen Beziehungen besteht.

Diese Untrennbarkeit von Kultur und Natur bzw. Diskurs und Körper stand auch in der Keynote Speech von Margrit Schildrick im Mittelpunkt, die sich in ihrer Forschung mit der Bedeutung von Herztransplantationen für die betroffenen Patient_innen auseinandersetzt. Zwar wird diese Art von Transplantation oft als triumphaler Sieg der Medizin über den Tod verstanden; Schildrick weist allerdings darauf hin, dass diese Erfolgsgeschichte nicht ganz so unzweifelhaft und eindeutig ist wie oft angenommen. Mithilfe von qualitativen Interviews konnte sie zeigen, dass Transplantationspatient_innen unter einer ganzen Reihe von Beschwerden litten, die in der Öffentlichkeit kaum diskutiert werden: Nicht nur Schuld und Angst wurden häufig genannt, auch die Anonymität der spendenden Person löste Stress aus. Eine Reihe von Patient_innen berichtete zudem, dass sie an sich selber Persönlichkeitsveränderungen wahrgenommen hatten, die sie auf die Organtransplantation zurückführten. Da das medizinische System ihnen allerdings nicht die Möglichkeit bot, diese Beschwerden und Sorgen zu äußern, wurden sie von vielen Patient_innen ignoriert oder verschwiegen. Schildrick empfahl, diese psychischen Symptome und insbesondere mögliche Identitätsverschiebungen bereits im Voraus zu diskutieren und die Beziehung zwischen dem Selbst und dem Anderen zu reflektieren: Schließlich gibt es keinen reinen Körper, der durch medizinische Eingriffe „kontaminiert“ werden kann; vielmehr sind alle Körper immer schon *hybrid*.

Fazit

Zwei Vortragende konnten leider nicht an der Veranstaltung teilnehmen: So konnte Diana Schellenberg (TU Berlin) ihren Vortrag „‘Depends on who’s asking’ – Sex/Gender in Empirical Research“ nicht halten; auch Ngubia Kessé

(HU) mit ihrem Vortrag über „Gender_Race and privilege: Situating neuroscience research in the politics of power“ war kurzfristig verhindert.

Insgesamt war die Veranstaltung dennoch thematisch breit aufgestellt und bot viele Anregungen und Einblicke in ein wichtiges Themenfeld. Margrit Shildricks Kritik am Umgang mit wissenschaftlichen Daten kann dabei gleichsam als Fazit des gesamten Kolloquiums verstanden werden: Obwohl Daten häufig als neutral und gegeben dargestellt werden, sind sie das Ergebnis von komplexen, sozial strukturierten Entscheidungsprozessen. Was wichtig und was unwichtig ist, was einbezogen und was ausgelassen wird, wie und wo die Daten erhoben werden – all diese Entscheidungen verunmöglichen es von Beginn an, die angestrebte „Reinheit“ der Daten zu erreichen. Die pauschale Ab- und Aufwertung verschiedener Datensorten entpuppt sich damit als nicht haltbar.

Manon Niquette

Happily dirtying my hands: Report on an inspiring colloquium

On July 8, 2016, I had the chance to attend the ZtG-colloquium entitled *Getting our Hands Dirty: Critical Engagement with Data in the Life Sciences*, organized by Lotta Fiedel, Gabriele Jähnert, Lisa Malich, Kerstin Palm and Sofia Varino. Drawing on neo-materialist feminism, posthumanist approaches and poststructuralist philosophy, what the thoughtful presentations had in common was the disruption of the ontological assumptions that underlie conventional empirical work in the bio-sciences through engaging with various fundamental topics such as the agency of bodily matter, intercorporeality, and human-nonhuman connectedness.

The day began with a talk by Sofia Varino, whose perspective on celiac disease as a complex data assemblage provided a broadened viewpoint to the production of scientific knowledge on gluten. Her conceptualization of gluten as an actant permits seeing the chronic disease as being both embodied and discursively constructed. Among the many insights she shared is her observation that the hybridity of the meanings entangled in the “slippery” substance has polarized the search for solutions into directions that are either inside the body (gluten degradation in people’s stomach) and outside of it (engineered gluten-free wheat).

This was followed by Magdalena Górska’s posthumanist analysis of the *True Cost of Coal* poster, a graphic that depicts various issues related to coal

extraction in the US Appalachian Mountains. Górska's reading of the poster content through the lens of intersectionality is particularly compelling as it allows for theorizing new points of the intersection between feminism and environmentalism. In her view, the poster exemplifies intersectional environment politics as a matter of mutual constitution of human and nonhuman agencies, taking place in various positionalities and displacements through time and space.

Lotta Fiedel's presentation also addressed the linkages between gender and environment issues, but from a very different perspective. She questions how the theorization of gender as a complex, fluid and context-oriented construct can be integrated in environmental health research. Rather than studying the conditions through which the translatability of concepts taken from different contexts of oppression can be achieved, she questioned how it is possible to integrate a body of knowledge that rejects the idea of fixed categories into a field of study dominated by measurement-based research.

Victoria Pitts-Taylor then offered a complimentary view to Fiedel's concern with the development of transdisciplinary thinking in gender and health by taking a critical look at the cultural politics of neurobiological research. Through a review of the classical works used to describe oxytocin as playing a key role in kinship, she pointed to the heteronormative assumptions underpinning their focus on sexual reproduction, monogamy and maternal bonding through breastfeeding. While taking some distance from constructionist thinkers, she called for an understanding of attachment as a matter of lived feeling generated through intercorporeal bonds -- one that does not exclude queer kinship or nonprocreative ties.

Margrit Shildrick's presentation on the high degree of ontological unease experienced by heart transplant recipients also drew on the bioethics of intercorporeality. Her research challenges the idea that the pre-existing self continues to live unchanged, the experience of otherness inside one's own body notwithstanding. In her view, the gap between the high scores obtained by the recipients on a life-satisfaction scale test and the signs of distress displayed during interviews calls into question the sentimental representation of organ donations as "a gift of life". Her interpretation is that the experience of becoming "hybrid" not only destabilizes bodies, but also disrupts modern epistemologies and ontologies of identity by blurring categories of embodiment and opening up boundaries of the self.

As a scholar in health communication, I gained valuable insights into thinking about the entanglement of biochemical matter and constructed meanings in the process of healing. All the same, the presentations also inspired me to reflect on

issues related to power. I wondered why, in the wake of a new materialism that allows one to think of matter as a lively agent -- thus overcoming the human-nonhuman divide -- little attention seems to have been paid to these abstract non-living entities to whom a legal status of personhood is accorded, namely the corporations. The biotechnology industry is an important actor in the making of material-semiotic epistemology: it plays a central role in the production of the cultural meanings given not only to chemical and bio-based products, but also to their transformative effect over bodily and environmental matter. For instance, it seems necessary, while tracing the historical trajectories of gluten, to take into account organizations that have had a commercial interest in increasing the per capita consumption of bread and ready-to-eat cereals. As for opening up the neurobiology of kinship, one has to bear in mind that market segmentation is based upon a binary logic of identity aimed at differentiating groups, and that pharmaceutical companies would do research outside the heteronormative scope only if they see a profitable opportunity to transform nonprocreative forms of attachment into niche markets. In short, since the colloquium brought together fascinating attempts to theorize a feminist ethics based on the idea that the social and the biological are co-constitutive, it has suggested new directions for questioning -- beyond discursive constructionism -- the corporate commodification of bio-identities, hybridities and intercorporeal bonds.

Dr. Manon Niquette (Département d'information et de communication, Université Laval, Québec, Canada) hat im Juli 2016 als Gastwissenschaftlerin am ZtG zum Thema "Construction of motherhood in online pharmaceutical advertising" geforscht.

Martin Lücke

Schnicke, Falko: Die männliche Disziplin. Zur Vergeschlechtlichung der deutschen Geschichtswissenschaft 1780 – 1900.

Göttingen, Wallstein 2015. – 636 S., ISBN 978-3-8353-1756-7, 49,90 €

Dass auch Wissen ein Geschlecht hat, gilt in den Gender Studies schon lange als Binsenweisheit – in anderen Fachdisziplinen jedoch noch oft als Herausforderung oder Provokation. Mindestens als Herausforderung für die Geschichtswissenschaft können deshalb die Ergebnisse der Dissertation von Falko Schnicke gelesen werden, in der er Praktiken der Vergeschlechtlichung von historiografischem Wissen sowie den geschlechtlichen Charakter der Geschichtswissenschaft als akademischer Disziplin beschreibt. Dass sowohl Praxen der Wissenschaft als auch deren Produkte (in diesem Fall also historiografische Texte) im 19. Jahrhundert auch und gerade in den Geschichtswissenschaften männlich dominiert waren, hat die feministische Frauengeschichte schon seit den 1970er Jahren gezeigt, als sie endlich *history* als *his-story* entlarvte. Das Verdienst der Arbeit von Falko Schnicke besteht deshalb nicht darin, der erste zu sein, der die Geschichtswissenschaft als männliche Disziplin beschreibt. Er legt aber zum ersten Mal eine empirisch dichte und sowohl theoretisch wie methodisch überzeugende Studie vor, in der er dicht an den historischen Quellen die Facettenhaftigkeit einer solchen Vermännlichung zeigen kann.

Mit dem Zeitraum von 1780 bis 1900 nimmt Falko Schnicke dabei eine entscheidende Phase der deutschen Geschichtswissenschaft in den Blick: Hier konnte sich das Fach zunächst als akademische Disziplin konstituieren und seine eigenen Theorien und Methoden ausbilden – bis es schließlich in Zeiten des Historismus zur Leitdisziplin der geistes- und kulturwissenschaftlichen Fächer wurde. Die methodisch-theoretischen Fundamente, die zu dieser Zeit in unser Fach kamen, sind noch heute einflussreich. Gleichzeitig eignet sich dieser Untersuchungszeitraum, weil sich hier auch die ‚klassischen‘ bürgerlichen Geschlechterkonzepte ausbildeten und dominant wurden. Insgesamt kann Falko Schnicke deshalb in den Block nehmen, welche Transferprozesse zwischen Gesellschaft und Wissenschaft stattgefunden haben und wie sich diese beiden Felder der Wissensproduktion stets gegenseitig bedingt haben.

Neben den üblichen Quellen der Historiografiegeschichte (etwa Traktate über die Disziplin an sich, Essays, Programmschriften) analysiert Falko Schnicke auch Bildquellen, dabei insbesondere Porträts der Historiker selber, die etwa zu

Repräsentationszwecken oder zur Illustration von deren Werken verwendet wurden. Auf diese Weise gerät gerade der männlich-vergeschlechtlichte Körper des Historikers in den Blick – und im Rahmen des Buches immer zum Gegenstand von überzeugenden Analysen, in denen Falko Schnicke den Quellenwert von solchen visuellen Repräsentationen ernst nimmt.

Der Verfasser geht in seinem Buch nicht chronologisch vor, sondern betrachtet unter der Überschrift „Anthropologie“ zunächst die Definition wissenschaftlicher Körper. Ausgehend von Praktiken des Ausschlusses von Weiblichkeit (hier überzeugend als „Varianten außerwissenschaftlicher Weiblichkeit“ beschrieben), entwirft Schnicke den männlichen Historiker in Anlehnung an die geschlechterhistorischen Arbeiten von Martina Kessel als „ganzen Mann“, der die ganze Bandbreite menschlicher Rationalität und Emotionalität in sich vereinen konnte. Damit widersteht Falko Schnicke den Verlockungen einer oft sehr schematisch betriebenen Männlichkeitengeschichte, in der lediglich nach simplen Mechanismen von Marginalisierung und Unterordnung gefragt wird – und in denen Männlichkeit oft nur als das asymmetrisch Andere des Weiblichen entworfen wird.

Unter den Überschriften „Konzeption: Wissenschaft als Arbeit“ und „Methoden: Instrumente disziplinärer Männlichkeit“ widmet sich Falko Schnicke dem „Wie“ des Faches. Er kann zeigen, dass das „Bildattribut Arbeit“ eine wesentliche Metapher war, die als Instrument einer Vermännlichung diente, während das methodische Vorgehen des historischen Forschens heteronormative Konzepte aufgriff, indem etwa Archivarbeit vergeschlechtlicht oder das Frageinteresse des Historikers als Akt der Penetration beschrieben werden.

Schließlich geht es aber auch um die Institution der Akademie, um „Universitäten als männliche Körperschaften“. Hier kann Falko Schnicke besonders überzeugend darlegen, dass „Seminarpraxis als Körperpraxis“ gelesen werden kann – und auf diese Weise Orte einer „infrastrukturelle[n] Produktion geschichtswissenschaftlicher Individual- und Kollektividentitäten“ wurden.

Diesem empirischen Teil der Studie folgt ein kluges Resümee, in dem Falko Schnicke seine Ergebnisse nicht einfach nur wiederholt, sondern in elf Thesen pointiert bündelt. Hier vor allem wird noch einmal deutlich, dass der Historiker als „ganzer Mann“ gleichzeitig als „heterosexuell, modern, protestantisch, europäisch-weiß und deutsch“ zu bestimmen sei. Die Ergebnisse dieser thesenhaften Zuspitzung systematisiert er zudem zu „Grundformen disziplinärer Körperpolitiken“.

Die sehr umfangreiche Studie ist glänzend geschrieben und bedient sich immer einer überaus präzisen Sprache, die uns an den Suchergebnissen des Verfassers

teilhaben lässt. Man kann nur hoffen, dass die akademische Geschichtswissenschaft durch die Arbeit von F. Schnicke auch heute noch herausgefordert oder irritiert wird oder doch zumindest die Augen geöffnet werden für gegenwärtige Herrschaftspraktiken durch und mit Geschichtswissenschaft.

Andreas Heilmann

Horlacher, Stefan/Jansen, Bettina/Schwanebeck, Wieland (Hg.): Männlichkeit. Ein interdisziplinäres Handbuch.

Stuttgart: J. B. Metzler Verlag GmbH, 2016. – 382 S., ISBN 978-3-476-02393-3, 69,95 €

Nimmt man den Sammelband *Kritische Männerforschung* des – noch durchgängig männlich konstituierten – Autorenkollektivs BauSteineMänner von 1996 als Auftakt für eine kritische akademische Männlichkeitsforschung im deutschsprachigen Raum, ist es nach zwanzig Jahren an der Zeit, die mittlerweile reichhaltigen Debatten und Erträge dieses integralen Teilbereichs der Geschlechterforschung in einem Überblickswerk zusammenzutragen. Horlacher, Jansen und Schwanebeck legen mit ihrem im Stuttgarter Metzler-Verlag herausgegebenen Handbuch *Männlichkeit* aber nicht nur ein Kompendium der deutschsprachigen Männlichkeitsforschung vor, sondern fassen den aktuellen Stand in international vergleichender und interdisziplinärer Perspektive zusammen. In je etwa zehn Seiten umfassenden Beiträgen legen die insgesamt 31 einschlägigen Autor*innen besonderen Wert darauf, den *kritischen* Ansatz der jeweiligen Forschungsbeiträge pointiert herauszustellen und von einer affirmativen Männerforschung abzugrenzen. Im Wesentlichen orientiert sich diese Kritik an der Infragestellung einer patriarchalisch und heteronormativ geprägten Geschlechterordnung, an der Untersuchung von Macht und Gewalt als strukturelle Bestandteile männlicher Herrschaft sowie an den Prämissen von Historizität, Kontextualität und sozialer Konstruiertheit von Männlichkeiten und auch an einem konstruktiven Verhältnis zur feministischen Frauen- und Geschlechterforschung. Mit dem durchgängig verwendeten Plural verweisen die Autor*innen auf die reale Vielfalt von Männlichkeiten, die aus der Interdependenz von verschiedenen sozialen Differenzkategorien erwächst. Sie markieren damit hegemoniale Formen von Männlichkeit als Projekte einer eurozentrischen und weißen Männlichkeit und machen untergeordnete und marginalisierte Männlichkeiten sichtbar. Auch das Narrativ einer *Krise der Männlichkeit* wird vielfach kritisch beleuchtet und auf seine inhärenten Beiträge zu einer Rekonstituierung und Stabilisierung männlicher Herrschaft hin befragt.

Das Handbuch gliedert sich in drei Großkapitel. Um dem selbst gestellten Anspruch gerecht zu werden, die wichtigsten natur-, sozial- und geisteswissenschaftlichen Perspektiven wie auch die Künste in einem hierarchiefreien Ansatz zusammenzuführen und miteinander zu vernetzen, wird im ersten Teil des Handbuchs zunächst ein systematischer Überblick über die deutschsprachige, die englischsprachige (darunter auch die überwiegend englisch publizierende skandinavische) und die slawische sowie die in Frankreich, Spanien, Italien und Lateinamerika betriebene Männlichkeitsforschung gegeben. In den einzelnen Beiträgen wird die Herausbildung einer kritischen Forschungsperspektive teils weit zurückgreifend auch als wissenschaftshistorische Entwicklung nachvollziehbar. Walter Erhardt etwa beginnt die Vorgeschichte mit den polaren Geschlechterkonzepten des 19. Jahrhunderts, mahnt selbst aber die Erforschung der eigenen Wissenschaftsgeschichte als noch zu erfüllendes Desiderat der Männlichkeitsforschung an (ders., S. 22). Im zweiten Teil wird der Stand der Forschung aus der Perspektive der verschiedenen natur-, sozial- und geisteswissenschaftlichen Disziplinen vorgestellt: Archäologie, Biomedizin, Ethnologie, Geschichtswissenschaft, Linguistik, Pädagogik, Philosophie, Psychoanalyse, Psychologie, Rechtswissenschaft, Religion und Theologie sowie Soziologie. Obgleich die Autor*innen hier nicht nach einzelnen Ländern gliedern, sondern jeweils eine kulturelle und geographische Grenzen überschreitende Synopse des verfügbaren Wissensbestandes geben wollen, legen sie doch einen deutlichen Schwerpunkt auf die deutschsprachige und europäische Forschungslandschaft, deren Beiträge sie durch zahlreiche Querverweise in einen „Dialog“ mit den primär US-amerikanischen Masculinity Studies bringen. Nach dem gleichen Prinzip ist den künstlerisch-medialen Repräsentationen von Männlichkeit in Film, Fotografie, Kunst und Kunstgeschichte, Literatur, Musik und Tanz der dritte Hauptteil gewidmet. Darin fächert sich die Literatur in weitere fünf eigensprachliche Kulturräume auf. Insgesamt betont das Handbuch dadurch besonders die kunst- und kulturwissenschaftlichen Perspektiven (Arts and Humanities), während die Naturwissenschaften lediglich mit einem disziplinären Beitrag von Markus Schubert zu Humanmedizin und Humanbiologie hervortreten. Das lässt sich plausibel aus dem *kritischen* Anspruch ableiten, Geschlecht als genuin soziales und kulturelles Phänomen zu deuten und zu untersuchen. Dabei erscheinen konsequenterweise auch naturwissenschaftliche Befunde als Beiträge zu einer konstruierten Wissensordnung, in der sich der traditionelle Antagonismus von Natur und Kultur aufhebt. Ohnehin empfehlen die Herausgeber*innen eine kursorisch-vergleichende Lektüre, um die Interdependenzen sozialer Kategorien und die intersektionale Verfasstheit des Forschungsgegenstands am besten zu erfassen (vgl. Einleitung S. 6). Unterstützt wird dies durch ein umfangreiches Sach- und Personenregister am Ende des Handbuchs. Über den aktuellen Stand der Männlichkeitsforschung hinaus

verweisen die Autor*innen auf wichtige Desiderata, etwa die genannte Intersektionalität von Männlichkeiten mit anderen sozialen Differenzkategorien wie ethnische Zugehörigkeit, soziale Schicht, Religion, Alter, Sexualität oder Region. Neue Herausforderungen stellen die daraus resultierenden transdisziplinären Perspektiven auf den Forschungsgegenstand sowie die systematische Berücksichtigung queerer und postkolonialer Kritiken.

Horlacher, Jansen und Schwanebeck füllen mit ihrem detaillierten und informativen Kompendium der Männlichkeitsforschung eine bedeutende Leerstelle, die nicht nur in der deutschsprachigen Geschlechterforschung bestand. Durch die international vergleichende und interdisziplinäre Struktur des Handbuchs gelingt es ihnen, das disziplinär eher lückenhafte und selektive Angebot der bisher verfügbaren, meist angloamerikanischen Enzyklopädien qualitativ deutlich zu übersteigen. Indem sie die verschiedenen nationalen und disziplinären Stränge der kritischen Männlichkeitsforschung systematisch aufeinander beziehen, lockern sie die traditionelle Dominanz US-amerikanischer Konzepte der Masculinity Studies auf und bringen die Forschungsvielfalt aus unterschiedlichen Sprachräumen, die ja immer auch eigene Denkräume konstituieren, zur Geltung. Diese Vielfalt abzubilden, die ja die kreative Stärke gerade des europäischen Forschungsraumes ausmacht, und originäre Beiträge selbst dort zu suchen, wo Männlichkeitsforschung noch immer einen schweren Stand hat (vgl. Alexander Wölls Artikel zur Männlichkeitsforschung in Russland und Ostmitteleuropa), ist den Herausgeber*innen und Autor*innen als großes Verdienst anzurechnen. Wie sich Perspektiven aus unterschiedlichen Sprachräumen kreativ für die Theorieentwicklung synthetisieren lassen, zeigt beispielhaft der deutschsprachige Soziologe Michael Meuser, indem er die Analyse hegemonialer Männlichkeit der Angloaustralierin Connell mit dem Konzept des männlichen Geschlechtshabitus des Franzosen Pierre Bourdieu zusammenführt und zu einem generativen Prinzip männlicher Praxis weiterentwickelt. Meusers Beitrag im Handbuch – von mir als Sozialwissenschaftler exemplarisch herausgegriffen – bietet einen klar aufgebauten und pointierten Überblick über den Forschungsstand aus soziologischer Perspektive, zu Entstehung und Entwicklung soziologischer Männlichkeitsforschung, ihren theoretischen Konzepten und Debatten sowie ihren thematischen Schwerpunkten, bei dem ich alleine die Forschung zu sozialen Bewegungen vermissen. Vielleicht sind die maskulinistischen und antifeministischen so genannten Männerbewegungen tatsächlich noch ein zu neues, in Deutschland kaum erforschtes Thema; die Schwulenbewegung ist es sicher nicht. Hier wünscht man sich einen zusätzlichen disziplinären Artikel *Politikwissenschaft*, in dem dann auch die Analysen von Birgit Sauer zum Staat als Männerbund und von Sylka Scholz zum Zusammenhang von Männlichkeit und Politik zu finden wären. Wenn man* sich bei allem

Lobenswerten, das dieses Handbuch auszeichnet, noch etwas wünschen dürfte, könnte ich mir einige ausgesuchte Themenbereiche vorstellen, die aus multi- bzw. transdisziplinären Perspektiven integriert dargestellt werden. Aber vielleicht ist es dafür noch zu früh. Auch dass sich unter den deutschsprachigen Autor*innen des Handbuchs kaum eine Person of Colour findet, gibt zu denken. Zudem macht der Preis von fast 70 Euro das Werk für Studierende und Promovierende nahezu unerschwinglich. Eine hinreichende Verfügbarkeit in den Bibliotheken vorausgesetzt, steht mit dem nun vorliegenden Handbuch dennoch ein hochwertiges und hilfreiches Nachschlagewerk für die kritische Männlichkeitsforschung zur Verfügung, das in sprachlicher Gestaltung, inhaltlicher Struktur, thematischer Vollständigkeit und theoretischer Breite für Studierende, Forschende und Lehrende insbesondere der Gender Studies gleichermaßen geeignet und zu empfehlen ist.

Christin Schörk

Witte, Kristin: Unangemessen und instabil. Die Konstruktion der Diagnose „Borderline-Persönlichkeitsstörung“ als Zusammenspiel von Diskurs und Erfahrung.

Münster: LIT Verlag, 2015. – 192 S., ISBN 978-3-643-13163-8, 29,90 €

Mit der Arbeit „Unangemessen und instabil“ – eine überarbeitete Version ihrer 2011 an der Humboldt-Universität zu Berlin angefertigten Magistraarbeit – legt Kristin Witte in der Verlagsreihe „Geschlecht, Kultur, Gesellschaft“ eine *Kritische Diskursanalyse* vor, die die Einschreibung von Geschlechternormen in psychiatrische Diagnosen thematisiert.

Witte übt einerseits Kritik an Normalitätskonzepten psychischer „Gesundheit“¹¹, denen sie sich insbesondere über die Diagnose „Borderline-Persönlichkeitsstörung“¹², dem Fokus ihrer Untersuchung, nähert. Andererseits beleuchtet sie den historischen Kontext sowie vorgängige Diskurse um „Borderline“ und weitere sogenannte „Frauenkrankheiten“¹³, um die Entwick-

¹¹ Analog zur Arbeit von Kristin Witte verwende ich Anführungszeichen für Begriffe, die sozial normierte Konzepte repräsentieren, um ihre Konstruiertheit herauszustellen.

¹² Im Folgenden wird die „Borderline-Persönlichkeitsstörung“ mit „Borderline“ abgekürzt.

¹³ Der Begriff „Frauenkrankheiten“ fasst psychiatrische Diagnosen zusammen, die v. a. mit Frauen in Verbindung gebracht werden.

lung und stabilisierenden Faktoren der Diagnosen sowie deren Einfluss auf gegenwärtige Geschlechterverhältnisse nachzuzeichnen. Schließlich spielt für Witte auch die Aushandlung des Diskurses zwischen „Patient_innen“ und Expert_innen eine Rolle, womit die Arbeit auch dem Erleben und Verhalten von Betroffenen Raum geben soll.

Die Grundlage von Wittes Ausführungen bildet das Verständnis von psychischen „Störungsbildern“ als diskursive Formationen. Anhand von Michel Foucaults *dekonstruktivistischem Diskursverständnis* verbindet sie eine Machtkritik an situiertem Wissen aus Psychologie, Psychiatrie und Medizin mit der feministisch-kritischen Betrachtung der Vergeschlechtlichung von „Borderline“. Zentral ist dabei bspw. die Aufdeckung von Auswirkungen hierarchischer Sprecher_innenpositionen in der Therapie und damit transportierter Machtverhältnisse. Ein weiteres theoretisches Fundament der Arbeit bildet u. a. – ausgehend vom Konzept der Sprechakte nach John L. Austin – Judith Butlers *Performatanztheorie*. Witte übernimmt die Annahme der Konstruiertheit von Zweigeschlechtlichkeit und Heteronormativität und interpretiert klinische „Störungsbilder“ als performative Akte, die durch Zitieren gesellschaftlicher Normen und Werte Stabilität erlangen.

Witte legt in ihrer Arbeit vier Schwerpunkte, die sich im Aufbau des Buches wiederfinden. Das einführende Kapitel erläutert mithilfe der Performatanztheorie die Etablierung sozial konstruierter Verständnisse von „Normalität“ und „Pathologie“ in westlichen Gesellschaften sowie deren Manifestation in klinischen „Störungsbildern“. Zusätzlich bedient Witte sich hier des literaturwissenschaftlichen Ansatzes der *Intertextualität*, der „Krankheiten“ als Erzählungen untersuchbar macht. Sie betrachtet, wie Fachliteratur und therapeutische Gespräche intertextuell mit Betroffenenberichten interagieren und somit Krankheitserzählungen diskursiv herstellen und stabilisieren. Gleichzeitig individualisiert der neoliberale Diskurs um *Selbsttechnologien* das Verständnis von „Krankheit“ und „Heilung“ und verschiebt die Verantwortung für „Normabweichungen“ in Richtung des Subjektes. Durch Selbsthilfe- und Ratgeberlektüre mit dem Ziel der Selbstoptimierung werden „Symptome“ für vermeintliche „Pathologien“ entkontextualisiert und soziale, politische, historische und andere Ursachenfaktoren nicht berücksichtigt.

Der dann folgende Einblick in die Geistesgeschichte psychischer „Gesundheit“ stellt den Zusammenhang zwischen „mangelnder“ Geschlechtskonformität und der Vergabe klinischer Diagnosen heraus. Zwar waren auch männliche „Patienten“ vielfach durch die gesellschaftspolitisch motivierte Diagnostik von hegemonialer Macht beeinflusst, Witte legt den Fokus hier jedoch auf die Analyse historischer „Frauenkrankheiten“. Differenziert besprochen werden

„Hysterie“, „Neurasthenie“, „Anorexie“ sowie „Schizophrenie“, die zur Analyse des Diskurses um „Borderline“ überleiten.

Auch für Leser_innen ohne psychologischen, psychiatrischen oder medizinischen Hintergrund arbeitet Witte die Diskursgeschichte um „Borderline“ nachvollziehbar auf. Dabei sind nicht nur Ein- und Austragungen der Diagnostikmanuale DSM und ICD relevant, sondern insbesondere die Aufladung der „Borderline“-Diagnose mit geschlechtsstereotypen „Symptomen“ wie emotionaler Instabilität, Aggressivität, Depression oder Selbstverletzung. Indem Frauen diese Affekte abgesprochen werden, rücken sie als „Patient_innen“ in den „pathologisch“-klinischen Fokus, sobald Abweichungen von Geschlechternormen sichtbar werden. Diese Feminisierung von „Borderline“ entpolitisiert vermeintliche „Störungsursachen“ und blendet deren gesellschaftliche Abhängigkeiten aus, was Witte mit einer dezidierten Kulturkritik und den vorangestellten Ausführungen zu neoliberalen Selbsttechnologien zu verbinden weiß.

Ihre theoretischen Argumentationen, historischen Kontextualisierungen sowie Einblicke in geschlechternormierte Verständnisse psychischer „Störungen“ führt Witte im abschließenden Kapitel praxisnah zusammen. Mit der vergleichenden Betrachtung von deutschsprachigen Betroffenenautobiographien¹⁴ und Selbsthilfebüchern von Expert_innen¹⁵ der Jahre 1998 bis 2010 steht abschließend die subjektive sowie dialogische Reproduktion von Wissen um „Borderline“ im Fokus. Mit Blick auf die Normalisierungstendenzen der Selbsthilferatgeber und dem antizipierten Identifikationspotenzial der Betroffenen Darstellungen untersucht Witte Form und Mittel der Nacherzählung von Diagnose und „Heilungsprozess“. Damit zeichnet sie mithilfe des Performanzkonzeptes von *Anrufung*, *Annahme* und *Wiederholung* die diskursive Wirkmächtigkeit des Dialoges zwischen Patient_in und Expert_in nach. Die differenzierte literaturwissenschaftliche Analyse der Schriftstücke ermöglicht gleichzeitig einen Überblick über Parallelen in der Aneignung des Diskurses um „Borderline“ zwischen verschiedenen Patient_innen und verdeutlicht damit, wie die Feminisierung der Diagnose auch durch Betroffenen Darstellungen stabilisiert wird. Dies geschieht häufig durch Voraussetzung feminisierter oder heterogener „Symptome“ sowie deren verkürzter Ursachen, aber auch durch Übertragung von Verantwortung auf

¹⁴ Vgl. z.B. „Ich heiße Berit und habe eine Borderline-Störung. Protokoll einer Selbstfindung“ von Berit Anders (1999) oder „Die Angst sitzt tief! Der Schmerz sitzt tiefer! Eine Borderline-Patientin erzählt“ von Trish L. (2007).

¹⁵ Vgl. z.B. „Leben auf der Grenze“ von Andreas Knuf (2007) oder „Borderline bewältigen. Hilfen und Selbsthilfen“ von Heinz-Peter Röhr (2010).

die Mütter der Patient_innen bzw. durch Schuldsuche bei betroffenen Frauen selbst.

Obwohl Wittes Untersuchung sich an Konzepten aus Kulturwissenschaft, Gender Studies, Literaturwissenschaft, Soziologie, Psychologie u. a. bedient, schafft es die Autorin, eine kohärente sowie theoretisch und methodisch fundierte wissenschaftliche Beantwortung ihrer Forschungsfragen vorzunehmen. Dieses kritische Analyseverfahren ließe sich sicherlich auf die Betrachtung anderer psychischer „Störungsbilder“ wie „Anorexie“ oder „Hysterie“, die hier nur ansatzweise beleuchtet werden, übertragen. Trotz ihrer distanziert-analytischen Herangehensweise gibt Witte jedoch auch den „Normalisierungswünschen“ und „Heilungsversuchen“ Betroffener Raum und versucht, ohne Wertung deren Beweggründe aufzuarbeiten. Dennoch eröffnet sie keine „Opferposition“, sondern betrachtet Handlungen von „Patient_innen“ durchaus kritisch. Damit bewahrt die Autorin sich mit Fingerspitzengefühl einen respektvollen Umgang mit Begrifflichkeiten und Betroffenen.

Witte bietet nicht nur Gendertheoretiker_innen und Kulturkritiker_innen konzeptuellen Inhalt, sondern eröffnet auch Psycholog_innen, Psychiater_innen und anderen klinisch Tätigen eine eindrückliche und nahe Ebene der Auseinandersetzung mit Betroffenen: erstens durch die Thematisierung von Geschlechternormen innerhalb psychiatrischer Diagnosen und deren historischer Kontextualisierung, zweitens durch die Aufdeckung des Einflusses von Fachliteratur und Expert_innenmeinungen auf psychiatrische Diskurse sowie drittens durch die Betrachtung von Aneignungsstrategien der eigenen Diagnose durch das Subjekt. Damit leistet Wittes Arbeit einen erstzunehmenden Beitrag für die Forschung zu psychischer „Gesundheit“ und ihrer Interdependenz mit westlichen Geschlechterverständnissen.

Sofia Varino

Pitts-Taylor, Victoria: The Brain's Body: Neuroscience and Corporeal Politics.

Duke University Press, 2016. – 192 S., ISBN 978-0822361268, 21,49 €

Like many scholars working in the interdisciplinary humanities and social sciences, I have observed with keen interest the contributions of feminist and new materialist critiques to the development of science & technology studies, especially the robust critical interventions in specialized scientific fields by authors like Karen Barad in physics or Elizabeth Wilson in biology. In line with

these developments, Victoria Pitts-Taylor's *The Brain's Body* provides an account of how the brain has been conceived and enacted both biologically and sociologically, making a strong case for reconsidering the political forces at work in its embodied materiality. Structured in four chapters, aside from the introduction and conclusion, *The Brain's Body* offers sustained critical analyses of empirical and theoretical research programs within neuroscientific practice. Engaging thoroughly with current neurological data, Pitts-Taylor demonstrates how the embodiment of cerebral activity can help us turn towards a corporeal politics where affective, sensorial experiences become constitutive of difference and variation. For example, by examining the phenomenon of neural mirroring, whereby neural structures can recognize, imitate and empathize with a range of affective and physical states, she is able to delineate a politics of misrecognition and miscommunication in an astute analysis of a 1999 incident of racism and police violence in the United States.

Pitts-Taylor's primary aim in *The Brain's Body* is twofold: on the one hand, "to address the limits of current scientific conceptions of the social brain," and on the other, "to explore the queerer possibilities that can be found in neurobiological data" (5). While she excels at the former, providing sustained, persuasive accounts of the universalizing pitfalls of neurological reductionism and determinism, it is at the latter that Pitts-Taylor proves the most successful. In her methodical mining of neurological data as expansive, pliable resources to fuel critique, she exemplifies the viability of biological data as generative subject matter for feminist theory, as proposed by authors like Wilson, Barad and Haraway. *The Brain's Body* evidences how scientific practices and concepts do not necessarily have to be rigid or reductive and can be in fact surprisingly malleable and heterogeneous. Pitts-Taylor spends some time highlighting the divergences within neuroscientific studies between universalizing normative tendencies on the one hand, and work orientated towards variation and difference on the other. Throughout, she remains primarily interested in formulating a politics of the brain, and a markedly corporeal one, as she skillfully illustrates in her account of embodiment and materiality as distributed across power structures, implicated in situated knowledges and entangled in social life.

The Brain's Body is animated by the concept of a corporeal neurology and Pitts-Taylor contrasts plasticity with fixity, the former prevalent in studies of epigenetics and evolutionary biology, and the latter apparent, most controversially, in research on sexed differences in brain activity. In the introduction, Pitts-Taylor delineates the trajectories of science and technology studies and of feminist and queer theory that support *The Brain's Body*. She examines some of the disciplinary assumptions prevalent in both biological and sociological

studies of neurology, and makes a case for reconsidering the brain as corporeal and bound to the body, rather than exclusively mental and thought oriented.

In Chapter 1, she addresses studies on brain plasticity, and how proposed models of an adaptable, malleable brain may or may not afford greater freedom, especially when brains and bodies considered anomalous or inferior become targets for intervention, rendering them even more vulnerable. This is particularly the case for impoverished, disabled, female (or feminized) bodies-at-risk. Looking at poverty as a neural phenotype (a neurological phenomenon measurable through cognitive and neural testing), she is still able to consider how various socioeconomic structures as well as physical differences influence aspects like nutrition, stress, addiction and (dis)ability within a range of neurocognitive studies. In Chapter 2, she contrasts the corporeality of the brain in the embodied mind paradigm, informed by phenomenological analysis and American pragmatism, with the neuroscientific reductionism that equates the mind with brain matter and explains it exclusively through neural processes. Looking at neural embodied multiplicity, she draws a queer feminist account of disability as assemblage, with body variance as the norm and degrees of fitting and misfitting, a term she borrows from Rosemarie Garland-Thomson. In Chapter 3, Pitts-Taylor interrupts her own critical account of neural mirroring within the neurosciences with two interludes narrating the police shooting of Amadou Diallo, a West African immigrant, in New York City in 1999. The interludes produce estrangement in the reader, as new information is progressively revealed, at times perplexing and at others clarifying, adding texture and social relevance to what could otherwise become a somewhat abstract examination of empirical data. The “corporeal politics” of the subtitle comes vividly to the fore as the author expertly articulates the links between mirror neurons’ capacity for failure and misrepresentation, and the actual lack of empathy and recognition on the part of the police officers in the tragic events leading to the police shooting. In Chapter 4, Pitts-Taylor looks at the queerness of kinship, using neurological data about social ties and familial relations. For instance, instead of accepting dominant neuroscientific narratives about heterosexual monogamy, Pitts-Taylor mobilizes empirical evidence to formulate a queer relational politics based on neurological evidence. She invokes the hormone oxytocin, responsible for the formation of bonding and attachment, to argue for a more nuanced perspective on how queer forms of kinship in human and nonhuman animals can be taken seriously to critique the heterosexual model of inevitable pair attachment, pregnancy and maternal bonding, and the heteronormative logic that is currently constricting neuroscientific research.

At its best, *The Brain’s Body* offers a methodical analysis of the types of knowledge claims that the neurosciences recurrently produce and how they are

then enacted in everyday social practices. The specificity and situatedness of scientific knowledge production is something Pitts-Taylor never allows us to forget, constantly referring to the places, objects and people that make neurological knowledge, not only to contextualize it but also to critically examine its mechanisms. Ultimately, *The Brain's Body* exemplifies how, in order to engage with the neurosciences beyond the limitations of determinism and reductionism, we must critique their enactments across empirical data, models, concepts and practices. This new title from Duke University Press joins a now long line of influential feminist materialist works in its publishing roster and it will no doubt become a welcome addition to the literatures of queer and feminist as well as science and technology studies.

Hildegard Maria Nickel

Walgenbach, Katharina/Stach, Anna (Hg.): Geschlecht in gesellschaftlichen Transformationsprozessen.

Schriftenreihe der Sektion Frauen- und Geschlechterforschung der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft (DGfE), Band 4.

Opladen/Berlin/Toronto: Verlag Barbara Budrich, 2015. – 225 S., ISBN 978-3-8474-0619-8, 29,90 €

Aktuelle ökonomische, politische und gesellschaftliche Transformationsprozesse beeinflussen – so die zentrale Ausgangsannahme des Sammelbandes – substantziell die Geschlechterverhältnisse. Die neoliberale Neuordnung von Ökonomie, Staat, Familie und Privatsphäre schlage sich nieder in

- einem Paradigmenwechsel vom männlichen Ernährermodell zum Adult Worker Model,
- der Erosion der Trennung zwischen öffentlicher und privater Sphäre,
- der Verschärfung des Konflikts um Care-Arbeit,
- einer bevölkerungsorientierten Familienpolitik, die Gleichstellungsfragen unter dem Aspekt der Produktion von ‚Humanressourcen‘ verhandelt,
- einer Umdeutung bzw. Instrumentalisierung feministischer Ideale,
- einem Trend zur Dethematisierung von Geschlechterungleichheiten bei gleichzeitiger Reproduktion hierarchischer Geschlechterverhältnisse in unterschiedlichen Feldern wie z.B. der häuslichen Arbeitsteilung oder der wohlfahrtsstaatlichen Organisation (Einleitung, S. 7-8).

Der Sammelband will erstens diese mittlerweile breit diskutierten Entwicklungstrends aus unterschiedlichen disziplinären Perspektiven beleuchten und so Impulse für die Diskussion in der Erziehungswissenschaft liefern; zweitens soll auf diesem Hintergrund insbesondere der Frage nachgegangen werden, ob bzw. wie die Transformationsprozesse von Geschlechterverhältnissen zu einer Neubestimmung pädagogischer Handlungsfelder, Bildungsinstitutionen und erziehungswissenschaftlicher Leitbegriffe (z.B. Bildung, Erziehung, Sozialisation, Care) führen. Während die erste Zielstellung, gesellschaftliche Entwicklungstrends auf einer allgemeinen Ebene aus unterschiedlichen disziplinären Perspektiven nochmals eingehend zu erörtern, recht überzeugend gelungen ist und der Band eine gute Zusammenfassung des derzeitigen Diskussionsstandes präsentiert, bleibt die zweite Zielstellung eher eine Absichtserklärung und eine von den Autorinnen in die Zukunft vertagte Herausforderung.

Der Sammelband gliedert sich in vier nicht wirklich systematisch getrennte Kapitel: *Geschlecht in gesellschaftlichen Transformationsprozessen* (Katharina Walgenbach, Angela McRobbie, Sara R. Farris, Jeff Hearn), *Transformationen von Geschlechterordnungen und Care* (Tove Soiland, Christine Thon), *Transformation von Geschlecht, Bildung und Erziehung* (Barbara Rentorff, Meike Sophia Baader), *Gesellschaft und Subjekte transformieren* (Regina Becker-Schmidt, Antke Engel, Susanne Maurer). Die Autor_innen analysieren und problematisieren diese komplexen Felder kompetent und sachkundig, z.T. konturieren sie dabei ihre zum Teil bereits früher veröffentlichten Positionen. Damit machen sie auf nachvollziehbare Weise einen Denk- und Arbeitsprozess transparent. Ungeklärt bleibt insgesamt allerdings, was unter Transformation(sprozessen) im eigentlichen Sinne zu verstehen ist. Was unterscheidet sie beispielsweise von sozialem Wandel oder wann wird sozialer Wandel zur gesellschaftlichen Transformation? Weitgehend ungeklärt bleibt auch das Verhältnis von sozialen und gesellschaftlichen Transformationsprozessen und dem Handeln von sozialen Akteuren. Ausnahmen bilden hier Jeff Hearn und Antke Engel. Jeff Hearn spricht zumindest das Problem an, dass die Perspektive auf soziale bzw. gesellschaftliche Transformationen dazu tendiere, die Bedeutung von Agency und intentionalen Handlungen herunterzuspielen (S. 93). Antke Engel untersucht mit Blick auf Queere Politik diesen Zusammenhang dezidiert und rückt die Relevanz von Agency im Sinne von Aktion und Begehren, Widerstand und Handlungsmacht ins Zentrum der Aufmerksamkeit. Ihr Plädoyer für eine Politik, die individuelle Freiheit und Selbstbestimmung stärken will, statt beides nur als „Einbindungsweisen“ in neoliberale Politik zu deuten, bietet Anschlussmöglichkeiten an momentan wieder breiter geführte Debatten zur Frage, wie politische Gestaltungsmacht von Akteuren rückzuerobert ist. Mit einer Perspektive, die Akteure, Aktion, Handeln bzw. Agency in den Blick nimmt, wird auch die Frage

virulent, wie und ob (veränderte) Geschlechterverhältnisse selbst gesellschaftliche Transformationsprozesse herausfordern, beschleunigen, modifizieren oder wie Genderpluralismen in die Gesellschaft zurückwirken. Der gesellschaftliche Transformationsprozess würde so nicht vornehmlich als Ausfluss von neoliberaler Ökonomie und Politik, als Mechanismus, der über Menschen und Geschlechterordnungen quasi hereinbricht und in sie einsickert, thematisierbar, sondern als Handlungs- und Gestaltungsfeld.

Der Band ist auf generalisierte gesellschaftliche und soziale Transformationsprozesse im westlich verorteten Europa fokussiert. Die völlige Ausblendung bzw. einseitige Vereinnahmung der Transformationsgeschichte(n) der ehemals sozialistischen Länder in diesen Analyse- und Deutungsfokus ist sicherlich in erster Linie der Komplexität des Themas geschuldet. Es offenbart aber auch in theoretischer Hinsicht eine Leerstelle, die nicht nur diesen Sammenband betrifft. Geschlecht in gesellschaftlichen Transformationsprozessen ist und bleibt *work in progress*; das gezeigt zu haben, ist in ein Verdienst der vorliegenden Publikation.

Auslese von *Andreas Heilmann*

Decker, Oliver/Kiess, Johannes/Brähler, Elmar (Hg.): Die enthemmte Mitte. Autoritäre und rechtsextreme Einstellungen in Deutschland.

Gießen: Psychosozial-Verlag, 2016. – 249 S, ISBN 978-3-8379-2630-9, 19,90 €

Am 15. Juni 2016 stellten Prof. Dr. Elmar Brähler und PD Dr. Oliver Decker von der Uni Leipzig ihre Studie „Die enthemmte Mitte. Autoritäre und rechtsextreme Einstellungen in Deutschland“ vor. Die Leipziger „Mitte“-Studie wird seit 2002 alle zwei Jahre als repräsentative Einstellungsuntersuchung erhoben. Sie erlaubt Längsschnittanalysen der Entwicklung rechtsextremer Einstellungen (nicht des Verhaltens!) in Deutschland und milieubezogene Korrelationen. Die Wissenschaftler*innen befragten bundesweit 2.420 Menschen zu den Themen Befürwortung einer rechtsautoritären Diktatur, Ausländerfeindlichkeit, Antisemitismus, Sozialdarwinismus, Chauvinismus und Verharmlosung des Nationalsozialismus.

Die Ergebnisse zusammengefasst: Autoritäre und rechtsextreme Einstellungen sind in Deutschland weiterhin kein Randphänomen, sondern durchziehen die so genannte gesellschaftliche Mitte (daher der Titel der Studie in Anführungszeichen).

chen). So bewegt sich die Ausländerfeindlichkeit in Deutschland seit Jahrzehnten auf hohem und stabilem Niveau bei etwa 25-30%. Sie hat – entgegen der Erwartung – im Zuge der aktuellen Flüchtlingswelle nicht zugenommen. Gleichwohl hat die Gewaltbereitschaft jener Milieus, die hohe Werte an Ausländerfeindlichkeit aufweisen, deutlich zugenommen. Bisher bevorzugten Menschen mit rechtsextremem Denken meist die etablierten Parteien von CDU/CSU bis LINKE, so dass sie in der Masse der Parteigänger*innen „neutralisiert“ wurden. Neuerdings haben sie wie auch viele Nichtwähler*innen in AfD und Pegida, die rechtsextrem Gestimmte wie ein Magnet sammeln, politische Ausdrucksformen gefunden. Als Gegenbewegung ist jedoch auch eine Zunahme der so genannten demokratischen Milieus und ihres Vertrauens in die demokratischen Institutionen zu verzeichnen. Insgesamt hat eine deutliche Polarisierung und Radikalisierung stattgefunden.

Signifikant zugenommen hat seit der letzten Erhebung 2014 die gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit in Bezug auf Muslime, Asylbewerber, Sinti und Roma sowie Homosexuelle. Homophobie wurde in der Leipziger Studie erstmals erfasst und weist im Vergleich mit den Werten der Langzeitstudien des Bielefelder Teams um Wilhelm Heitmeyer 2009-2014 („Deutsche Zustände“) einen Sprung von 20% auf 40% auf (Einstellung zur Aussage: „Es ist ekelhaft, wenn Homosexuelle sich in der Öffentlichkeit küssen.“). Beide Erhebungen sind jedoch nur eingeschränkt zu vergleichen, da Heitmeyer mit Telefonbefragungen arbeitet und die Leipziger mit Face-to-Face-Befragungen.

Sexismus wurde anhand von vier Items entlang der zwei Dimensionen „klassischer“ und „moderner“ Sexismus abgefragt. Diese Einteilung folgt der Konzeption von Kirsten Endrikat aus den Heitmeyer-Studien. Während „klassischer“ Sexismus traditionelle Geschlechterrollen und Geschlechterhierarchien biologisch begründet, ist für den „modernen“ Sexismus die Leugnung weiterhin bestehender Geschlechterdiskriminierung (und in der Konsequenz auch: die Ablehnung von Gleichstellungspolitik und ungleichheitsbezogener Gender-Forschung) charakteristisch. Unterscheidet man nach diesen Dimensionen, zeigt sich einerseits eine deutlich überwiegende Ablehnung des „klassischen“ Sexismus, andererseits „dass etwa die Hälfte der Befragten die Diskriminierung von Frauen in der Gesellschaft nicht zur Kenntnis nimmt. Der moderne Sexismus ist demnach weitaus häufiger als der traditionelle Sexismus, den nur etwa jeder Fünfte vertritt“ (Decker/Kiess/Brähler: Die enthemmte Mitte, S. 58).

Mit nur zwei Items je Sexismus-Dimension ist dieses Thema in der Erhebung jedoch ziemlich schmal erfasst. Zum Antifeminismus und Familismus der neuen Rechten blieb Elmar Brähler auf Nachfrage relativ vage. Diesen Themen

kommt jedoch zunehmend die strategische Funktion eines Scharniers zu, das unterschiedliche parteipolitische Spektren von „konservativ“ bis rechtsextrem verbindet.¹⁶ Akteure der neuen Rechten bauen sie aktuell zu einem zentralen politischen Issue aus. Antifeministische und familistische Einstellungen sollten daher in künftigen Erhebungen zu autoritären und rechtsextremen Einstellungen explizit und differenzierter erfasst werden.

Zu den Ergebnissen der Leipziger „Mitte“-Studie, Zusammenfassungen und Kommentare finden sich bei der Rosa-Luxemburg-Stiftung pdf-Downloads unter: <http://www.rosalux.de/publication/42412>

Kathleen Heft

Mertlitsch, Kirstin: Sisters – Cyborgs – Drags. Das Denken in Begriffspersonen der Gender Studies.

Bielefeld: transcript, 2016. – 276 S., ISBN 978-3-8376-3349-8, 34,99€

Die Philosophin und Genderforscherin Kirstin Mertlitsch legt mit *Sisters – Cyborgs – Drags. Das Denken in Begriffspersonen der Gender Studies* ihre Dissertation vor, die im Rahmen des Graduiertenkollegs „Geschlecht als Wissenskategorie“ der Humboldt-Universität zu Berlin entstanden ist.

Im Zentrum von Mertlitschs Arbeit steht das erkenntnistheoretische Konzept und die Methode der „Begriffsperson“ von Gilles Deleuze und Félix Guattari, die sie für die (queer-)feministischen und postkolonialen Begriffspersonen der Gender und Queer Studies – *Sister, Cyborg, Nomadic Subject, New Mestiza* und *Drag* – fruchtbar macht. Mertlitsch rückt dabei vor allem Fragen der queer-feministischen Wissensvermittlung und Erkenntnistheorie in den Mittelpunkt. Welche Funktion erfüllen Begriffspersonen für die Leser_innen gender- und queertheoretischer Texte? Wie ermöglichen Begriffspersonen das Verstehen von feministischen, queeren und postkolonialen Theorien? Wie unterscheidet sich das „Denken in Begriffspersonen“ von Verstehensprozessen, die als rein kognitiv verstanden werden? Wie lässt sich „Begriffsperson-Werden“ der/des Leser_in verstehen, welches das Denken und Werden sowie das körperliche

¹⁶ Zur Scharnierfunktion des Antifeminismus s. aktuell: Alice Blum (2016): Antifeminismus in Bewegung. Gender-Kritik als verbindendes Element zwischen extrem rechten, rechtspopulistischen und konservativen Parteien in Deutschland sowie dem reaktionären Mob. <http://www.feministisches-institut.de/antifeminismus-in-bewegung/> (13.06.2016)

Empfinden der/des Leser_in nachhaltig verändert? Welche Möglichkeiten eröffnet das Denken *in* Begriffspersonen für queer-feministische Forschung und Verkolektivierung? Mit dem Konzept und der Methode der Begriffsperson ergänzt Mertlitsch aktuelle erkenntnistheoretische Perspektiven und Politiken der Gender und Queer Studies um eine induktive, nicht-identitäre Perspektive und treibt damit die Ausarbeitung einer „queer-intersektionalen Ontoepistemologie“ voran.

Das Buch gliedert sich in fünf Kapitel, wobei die drei inhaltlichen Abschnitte zur Begriffsperson *Sister* (Kap. 2), den queer-feministischen Begriffspersonen *Nomadic Subject*, *New Mestiza*, *Cyborg* und *Drag* (Kap. 3) und einer vertiefenden Ausarbeitung der erkenntnistheoretischen Aspekte und politischen Konsequenzen (Kap. 4) von einer Einleitung und Grundlegung der Begriffe und Konzepte sowie von einem Schlusswort und Ausblick gerahmt werden.

Im zweiten Kapitel legt Mertlitsch mit der (impliziten) Figur der *Sister* der „zweiten Frauenbewegung“ die Basis für ihr Verständnis von theoretischen Begriffspersonen. Ihre ausführliche und kritische Auseinandersetzung mit der *Sister* und der *Sisterhood* erweist sich als dankbarer Einstieg. Die feministische Politik der globalen Schwesternschaft – und deren radikale Kritik durch postkoloniale, queere und schwarze Stimmen – ist in den Gender Studies weithin bekannt und eignet sich daher als Anknüpfungspunkt. Am Beispiel des Denkens und Handelns der *Sister* fächert Mertlitsch nun wesentliche Aspekte des Denkens *in* Begriffspersonen auf. Diese führen nämlich Denk-Bewegungen aus und erschaffen über ihr Tun neue und andere Geschlechtskörper (vgl. 25). Die Begriffsperson *Sister* zeichnet sich dadurch aus, dass sie die/den Leser_in als *Sister* anruft, als *Sister* verkolektiviert, als *Sister* familiarisiert und damit *Sisterhood* naturalisiert und sich mit der/dem Leser_in als *Sister* solidarisiert. Das Tun – und nicht etwa das Sein – der Begriffsperson *Sister* bewirkt, so Mertlitsch, dass ich als Leser_in und Denker_in im Lesen und Denken zur Begriffsperson *Sister* werde. Ansprache und Verkolektivierung, Familiarisierung und Solidarisierung als *Sister* führen dazu, dass die_der Leser_in die Denk-Bewegung der *Sister* nachvollzieht, von dieser affiziert und dadurch die Begriffsperson wird. Das Begriffsperson-Werden vermittelt nicht nur theoretisches Wissen, es erschließt der/dem Leser_in auch die Möglichkeit des „Anders-Werdens“.

Der „weißen“ identitären *Sister* stellt Mertlitsch im dritten Kapitel die queer-feministischen bzw. postkolonialen Begriffspersonen *Nomadic Subject* (Rosi Braidotti), *New Mestiza* (Gloria Anzaldúa), *Cyborg* (Donna Haraway) und *Drag* (Judith Butler) gegenüber. Für jede dieser Begriffspersonen zeichnet Mertlitsch ausführlich deren Genese und Einbettung in wissenschaftliche und/oder

politische Kontexte und Debatten nach. Als wesentliche Denk-Bewegung ordnet sie dem *Nomadic Subject* das „Frau-Werden“ in einer Welt, in der weibliche Subjektivitäten nicht repräsentiert sind, der *New Mestiza* das „Ent-Grenzen“ in einem postkolonialen Grenzland, der *Cyborg* das „Vernetzen“ mit einer nicht-menschlichen Umwelt und der *Drag* das „Re-Inszenieren“ der heteronormativen Geschlechterordnung zu. Im Gegensatz zur *Sister* verkörpern diese nicht-identitären Begriffspersonen Intersektionalität und begehren ein Anders-Werden (vgl. 248).

Im vierten Kapitel arbeitet Mertlitsch „Facetten einer queer-intersektionalen Ontoepistemologie“ (179) heraus. Hier wird noch einmal deutlich, wie das Denken *in* Begriffspersonen nicht nur eine Wissensvermittlung ermöglicht, sondern über Affizierungen, Körperpraxen und Emotionen die körperliche Erfahrung des Anders-Werdens im Denkprozess bewirkt. Besonders aufschlussreich waren hier für mich Mertlitschs Ausführungen zum „queer-situierten Wissen“ und den Unterschieden, die sich im Verhältnis zu standpunkttheoretischen Ansätzen auf tun (Kap. 4.1.5). Das Denken *in* Begriffspersonen setzt demnach nicht „das Subjekt der Erkenntnis als (selbst-)identitär voraus[...]“ sondern „dreht diesen Vorgang um. Die Perspektive und die Wahrnehmung der Begriffspersonen bestimmt die Kontextualisierung von Wissen und „materialisiert“ sich im Denken“ (212). Dies bedeutet auch, dass das Denken *in* Begriffspersonen als ontoepistemologischer Vorgang verstanden werden kann (vgl. 214f.). Mertlitsch schreibt: „[W]eil eine queer-intersektionale Ontoepistemologie eine konkrete (Denk-)Tatsache an den Anfang stellt, in welcher die Denker_in und Forscher_in selbst involviert ist, verändert der Forschungsprozess sowohl den Forschungsgegenstand als auch die Denker_in selbst“ (253).

Ich habe zunächst mit der Vorstellung gekämpft, als Lesende und Denkende zur Begriffsperson zu werden, weil dieses Konzept/diese Methode quer zu den in den Gender Studies verbreiteten deduktiven Standpunkttheorien steht, die soziale Positionierungen und Identitäten als privilegierten Ausgangspunkt jeglicher Erkenntnis annehmen. Mertlitsch verschiebt diese gängige Perspektive und forciert stattdessen Fragen der Ontoepistemologie, die bereits in Haraways „situiertem Wissen“ angelegt sind und von anderen Theoretiker_innen, wie Karen Barad, vorgeschlagen wurden. Auf einer anderen Ebene haben mir Mertlitschs Ausführungen zu den Begriffspersonen der Gender Studies verdeutlicht, warum (und wie) mich bestimmte Texte der Gender und Queer Studies nachhaltig geprägt haben und warum (und wie) mich die darin vorgefundenen Konzepte, Theorien und Begriffe seit vielen Jahren begleiten und verändern. *Sisters – Cyborgs – Drags. Das Denken in Begriffspersonen der Gender Studies* hat mir nicht zuletzt auch Lust gemacht, bereits bekannte Texte der

Gender und Queer Studies erneut zu lesen und bisher versäumte Lektüren nachzuholen.